
R·H·E·I·N·G·A·U

F·O·R·U·M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



9. Jahrgang
1/2000

ISSN 0942-4474

Herausgegeben von: **Rheingauer Weinkonvent e.V.**
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.

Verantwortlich: **Professor Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim**
Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg, 65366 Geisenheim

Im Namen der

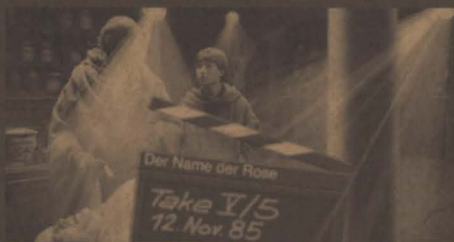
Wir schreiben das Jahr 1327. Kloster Eberbach bei Eltville am Rhein. William von Baskerville,

ist einem mysteriösen Fall auf der Spur – vor den Kulissen. Hinter den Kulissen sorgt die

Jean Müller GmbH für Spannung. Und für Sicherheit. Nicht nur die Filmbranche setzt auf die NH-

Sicherungstechnologie der

Energieversorger, Schalt-



Jean Müller GmbH.

anlagenbauer und

Anwender aus aller

ten der Qualität und



Welt vertrauen seit Jahrzeh-

der Produktvielfalt. Und der

kompetenten Beratung durch hochqualifizierte Ingenieure. Sie unterstützen vor Ort die Einführung

komplexer und kundenspezifischer Systemlösungen. Schützen auch Sie Mensch und Maschine zu-

verlässig mit modernster Technologie. Im Namen der Sicherheit. Mit den Produkten der Jean Müller.

Sicherheit

Jean Müller GmbH
Elektrotechnische Fabrik
Friedrichstraße 21
D-65343 Eltville am Rhein

Tel.: 06123/604-0
Fax.: 06123/604730
<http://www.jeanmueller.de>
E-Mail: sales@jeanmueller.de

JEAN MÜLLER 
Im Namen der Sicherheit

I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Vierteljahres-Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur

Herausgegeben von den Gesellschaften:

RHEINGAUER WEINKONVENT E.V.

Gegründet 1971 in Kloster Eberbach.

Mitgliederzahl ca. 1000.

Geschäftsführung:

Wolfgang H. Ludwig, Rheinstraße 1, 65396 Walluf

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.

Gegründet 1956. Mitgliederzahl ca. 140.

Geschäftsführung:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,

65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

FREUNDKREIS KLOSTER EBERBACH E.V.

Gegründet 1983. Mitgliederzahl ca. 200.

Geschäftsstelle:

Kloster Eberbach,

65346 Eltville, Telefon (0 67 23) 91 78 – 10

Redaktion:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,

65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg,

65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 5 08 43

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder. Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich jedoch die Entscheidung über Veröffentlichung und Kürzung vor.

Herstellung, Auslieferung und Bezug:

Georg Aug. Walter's Druckerei & Verlag GmbH

65335 Eltville im Rheingau, Postfach 1562

Telefon (0 61 23) 6 10 91 - 93; Telefax (0 61 23) 15 16

Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 8,25 DM

Jahres-Abonnement (4 Schriften): 31,50 DM

Für die Mitglieder der drei Gesellschaften (Herausgeber) ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Bankverbindung:

Volksbank Eltville eG Kto.-Nr. 657 22 (BLZ 510 914 00)

Der Abonnementsbetrag ist per Einzugsermächtigung bis zum 31. März fällig. Kündigungen sind nur zum 31.12. eines Jahres möglich und müssen bis spätestens 30. Juni des betreffenden Jahres erfolgen.

Gerichtsstand ist 65343 Eltville im Rheingau.

Inhalt

<i>Hans Helmut Schmitt</i> Witterungsüberblick 1999	2
<i>Josef Hölzer</i> Gutenberg und Eltville	5
<i>Hans Reinhard Seeliger</i> Braucht der Wein die Kultur?	10
<i>Werner Rösener</i> Die Laienbrüder der Zisterzienser	14
<i>Paul Claus</i> Gedächtnishalle für die Gefallenen...	25
<i>Elmar M. Lorey</i> Als der Wein noch vom Arzt verschrieben wurde	30

Anschriften der Autoren

Hans Helmut Schmitt, Kreuzweg 25, 65366 Geisenheim

Josef Hölzer, Nikolausstraße 10, 65343 Eltville am Rhein

Prof. Dr. Hans Reinhard Seeliger, Postfach 23 00 46, 55051 Mainz

Prof. Dr. Werner Rösener, Historisches Institut der Universität,
Otto-Behaghel-Str. 10 C2, 35394 Gießen

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim

Elmar M. Lorey, Fischergasse 7, 65396 Walluf

Hinweis der Redaktion

Um weitere, von der Deutschen Post AG angekündigte Kostenerhöhungen für den Versand von Streifenbandzeitschriften sowie erhöhte Herstellungskosten aufzufangen, wurde mit der Ausgabe Nr. 1/2000 ein vereinfachter Versand gewählt. Dabei haben wir uns die guten Erfahrungen vergleichbarer Monatszeitschriften zu Nutzen gemacht. Mit Zustimmung der Postverwaltung können auch wir unsere Vierteljahreszeitschrift nunmehr ohne Versandtasche, lediglich mit Aufdruck des Absenders und der Adresse auf dem Schutzumschlag, gebündelt nach Postleitzahlen, zum Versand bringen. Diese Vereinbarung spart Kosten, sowohl bei der Verpackung als auch bei den Postgebühren. Wir hoffen, daß Sie im beiderseitigen Interesse für diese Lösung Verständnis haben.

Damit einen guten Start in das neue Jahr.

1999 war das zweitwärmste Jahr der Geisenheimer Messreihe

An der Wetterstation Geisenheim des Deutschen Wetterdienstes wird schon seit 1884 regelmäßig das Wetter beobachtet. Alle Daten sind dort gesammelt und erlauben somit einen Vergleich des aktuellen Jahres mit den langjährigen Durchschnittswerten.

Für einen Rückblick auf 1999 helfen uns drei Abbildungen, in denen für die Wetterelemente Temperatur, Niederschlag und Sonnenscheindauer die Werte des abgelaufenen Jahres (schraffiert dargestellt) mit den Normalwerten (schwarze Balken) verglichen werden.

Eindeutig und gleichzeitig erschreckend ist die Kurzbilanz für die Temperaturverhältnisse im Rheingau: 1999 war deutlich zu warm, seit Beginn der Messungen in Geisenheim vor 115 Jahren war nur 1994 noch etwas wärmer. Damit setzte 1999 die Reihe der deutlich zu warmen Jahre fort – zumindest für Geisenheim dürften die Anzeichen für eine Erwärmung nicht mehr zu verkennen sein.

Wie die Abbildung 1 mit den Monatsmitteltemperaturen zeigt, war nur der November etwas „unterkühlt“, ansonsten lagen alle anderen elf Monate des Jahres 1999 über den Durchschnittswerten. Besonders aus dem Rahmen fielen Juli und September. So war der September 99 exakt so warm, wie normalerweise der August – und der liegt immerhin im Hochsommer. Erfreuliches Ergebnis für die Winzer: Sie konnten einen qualitativ hochwertigen Jahrgang einfahren.

Hinsichtlich der Niederschläge war das vergangene Jahr – allerdings nur in der Summe – völlig normal: Die Jahressumme des Niederschlags übertraf mit 560 mm den Sollwert von 548 mm

nur um zwei Prozent. Dabei gab es jedoch im Jahresablauf extreme Schwankungen, wie die Abb. 2 zeigt.: Nach einem sehr trockenen Mai und auch einem regenarmen Juni brach Anfang Juli eine „Sintflut“ über den Rheingau herein, innerhalb von zwei Tagen fielen bis zu 130 Liter Regen pro Quadratmeter – damit wurden neue Rekordwerte erreicht. Zwar war der Rest des Sommers wieder sehr trocken, doch reichten die Anfang Juli angelegten Wasservorräte für die Natur aus; nur einzelne Weinberge auf leichten, steinigen Böden zeigten im heißen September Anzeichen von Wassermangel.

Das freundliche Sommerwetter drückt sich auch in den registrierten Sonnenscheinstunden aus: Die Jahresmenge von 1717 Stunden übertraf die Erwartungen um 130 Stunden. Aus der Grafik mit den Sonnenscheinwerten der einzelnen Monate (Abb. 3) ragt der Juli deutlich heraus, und das, obwohl er auch extrem nass war. Was die Winzer besonders freute: Das sonnige Wetter hielt auch im Herbst an, gerade die wichtigen Reifemonte September und Oktober waren ungewöhnlich sonnig.

Anmerkung der Redaktion:

Nach Auskunft des Weinbauamtes Eltville am 17.01.2000 beträgt das vorläufige Ernteergebnis der Weinernte 1999 im Rheingau 320.000 hl. Das bedeutet, daß 101,5 hl Weinmost je Hektar geerntet wurden.

Abb. 1: Temperaturverhältnisse in Geisenheim 1999

Vergleich mit den Normalwerten aus dem Zeitraum 1961-90
Daten der Außenstelle Geisenheim des Deutschen Wetterdienstes

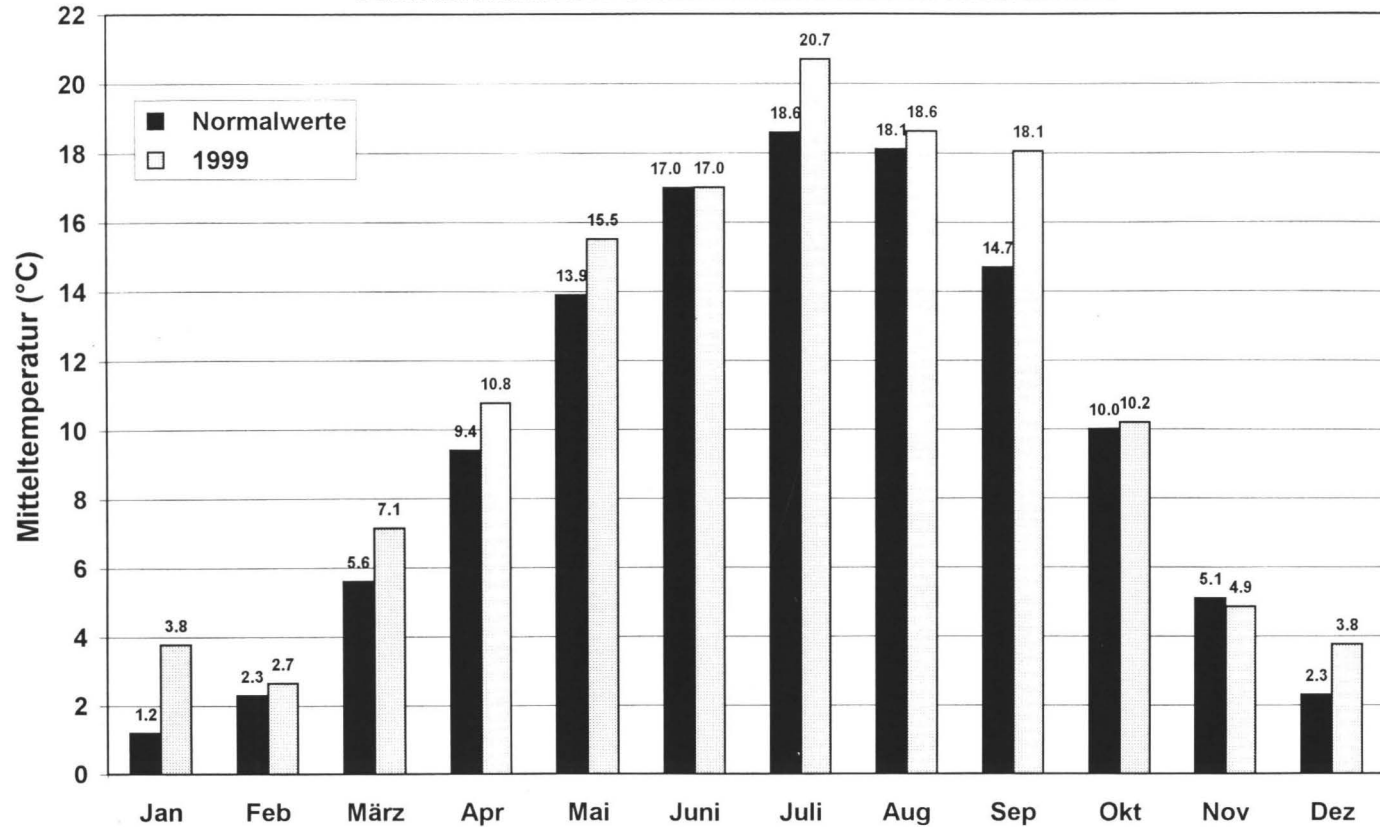


Abb. 2: Niederschlagsmengen in Geisenheim 1999

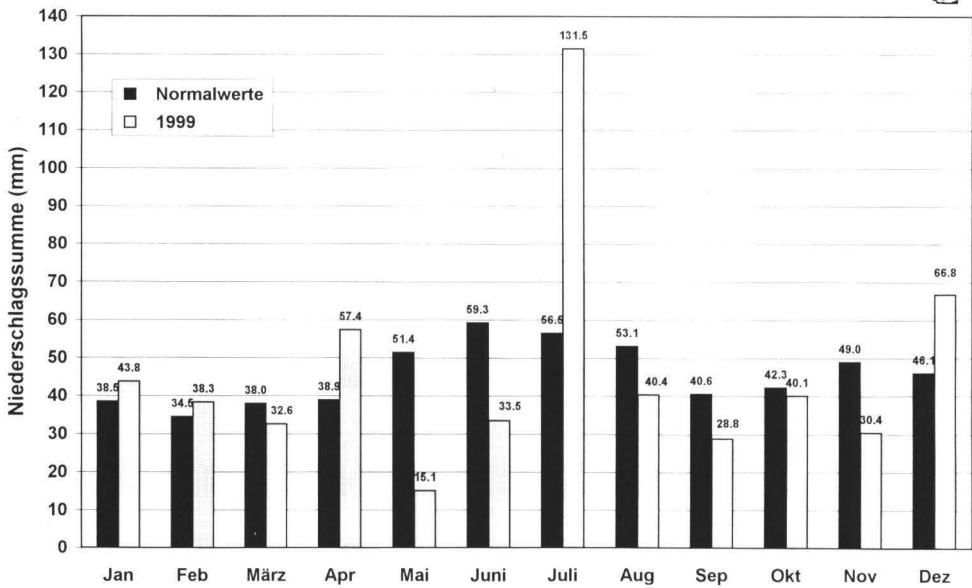
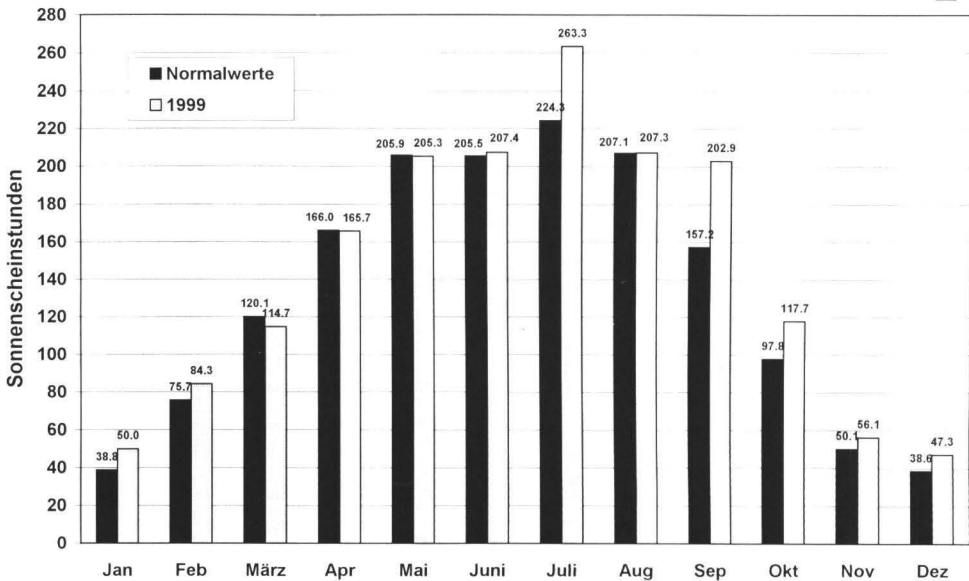


Abb. 3: Sonnenscheindauer in Geisenheim 1999



Gutenberg und Eltville

Im Jahr 2000 soll des 600. Geburtstages von Johannes Gutenberg gedacht werden. Gedenkfeiern werden vorbereitet, und auch die Stadt Eltville fühlt sich zu Recht verpflichtet.

Doch: Ist das genaue Geburtsjahr von Johannes Gutenberg bekannt? Wurde er noch im 14. Jahrhundert geboren oder gehört sein ganzes Erdenleben dem 15. Jahrhundert an?

Aloys Ruppel, der frühere Direktor des Gutenberg-Museums in Mainz, hat das Geburtsjahr Gutenbergs zwischen 1394 und 1399 gelegt.¹ Er bezieht sich auf die Urkunde von 1420, mit der die Auseinandersetzung um das väterliche Erbe beurkundet wird. Da J. Gutenberg ohne Vormund handelte, zog A. Ruppel aus dieser Urkunde den Schluß, daß Gutenberg damals mindestens 21 Jahre alt war, also nicht nach dem Jahr 1399 zur Welt gekommen sein kann.

Einen weiteren Beleg für das Alter Gutenbergs wollte A. Ruppel in dem Abkommen mit der Stadt Mainz vom 30. Mai 1434 sehen, in dem eine Leibrente, die bisher seinem

Bruder Friele zustand, auf Johannes übertragen wurde. Auf Grund einer von ihm erstellten algebraischen Bestimmung folgert Ruppel: „Somit liegt das Geburtsjahr Gutenbergs zwischen 1394 und 1399.“

Auf die „schwache Seite“ der Ruppelschen Argumentation hat Severin Corsten² schon 1966



Johannes Gutenberg. Gemälde von Ernst Zoberbier. Burg Eltville.

den Finger gelegt. Er weist auf eine Reihe von Belegen hin, die beweisen, „daß in der weiteren Umgebung von Mainz noch die Mündigkeitsgrenze üblich war, wie sie durch das ripuarische Recht vorgeschrieben wurde“. (Nach dem germanischen Recht war die Volljährigkeit schon mit dem Ende des 14. Lebensjahres erreicht, daß „man also aus der Urkunde von 1420 nur den Schluß ziehen kann, daß Gutenberg nicht nach 1406 geboren ist“).³

Helmut Häuser hat sich mit Ruppels Berechnung des wahrscheinlichen Lebensalters Gutenbergs auf Grund der Rentenübertragung vom 30. Mai 1434 kritisch auseinandergesetzt und in seine Gleichung den Faktor der Lebenserwartung eingeführt.⁴ Er hält die Ruppelsche Berechnung von Gutenbergs frühestmöglichem Geburtsjahr für illusorisch.

Ferdinand Geldner ist der Meinung: „Mit Rücksicht auf das mutmaßliche Alter der Mutter darf man aber sein (Gutenbergs) Geburtsjahr nicht zu spät ansetzen (spätestens 1404?)“.^{4a}

Infolge nicht gesicherter Beweise hat man ein rundes Jahr angenommen und im Jahre 1900 Gutenbergs fünfhundertsten Geburtstag gefeiert.

Es gibt nur drei Städte, die nachweisbare persönliche Beziehungen zu Gutenberg haben.⁵

Das ist erstens Mainz, wo der Erfinder der Buchdruckerkunst geboren wurde, seine Erfindung ans Licht brachte und begraben ist; zweitens Straßburg, wo er mindestens ein volles Jahrzehnt lebte, an den Anfängen seiner Erfindung arbeitete und sie schon fast zum Gelingen förderte; drittens Eltville, wo die ehrende Urkunde vom 17. Januar 1465 ausgefertigt wurde, mit der Johannes Gutenberg zum Hofmann des Erzbischofs und Kurfürsten Adolf II. ernannt wurde.

Hat Johannes Gutenberg in Eltville gelebt, gewohnt?

I. F. Kutsch bejaht dies. Seine Beweise:⁶ „1472 berichtet der Pariser Theologe Fichet:⁷ *Ferunt enim illic (d.h. in Germania) haud procul a civitate Maguntia Johannem quendam fuisse cui cognomen Bonemontano, qui primus omnium impressoriam artem excogitaverit* – (Man sagt nämlich dort (in Deutschland) sei nicht weit von der

Stadt Mainz entfernt ein gewisser Johannes gewesen, der den Beinamen Gutenberg hatte, und der als erster von allen die Buchdruckerkunst ausgedacht habe) –. Auf keinen Fall läßt sich das ‚haud procul a civitate Maguntia‘ irgendwie so umbiegen, daß Gutenberg in Mainz selbst gewesen sein sollte, und nach der gesamten Sachlage ist die Stelle mit Recht längst auf Eltville bezogen worden: Dort müssen wir nach Fichets Zeugnis Gutenberg in seinen letzten Jahren suchen. Denn es geht methodisch nicht an, aus Fichets Nachricht das, was einem paßt (daß Gutenberg der Erfinder der Buchdruckerkunst war), als richtig und gut anzuerkennen, das aber, was einem nicht paßt (daß Gutenberg außerhalb von Mainz war), als falsch und schlecht abzulehnen.“

II. F. Kutsch zieht als weiteren Beweis die Bestallungsurkunde an, die der Erzbischof und Kurfürst Adolf II. von Nassau am 17. Januar 1465 in der Burg zu Eltville ausgefertigt hat,⁸ das erste Gutenberg-Denkmal der Welt.⁹

Die Stelle in der Urkunde, daß Gutenberg jährlich 20 Malter Korn und 2 Fuder Wein zum Gebrauch in seinem Haus ausgesetzt werden, Naturalleistungen, die ihm zollfrei in die Stadt Mainz geliefert werden sollen, und er von allen den Mainzer Bürgern auferlegten Diensten, Lasten und Steuern befreit wird, kann nicht so gedeutet werden, daß sich Gutenberg in seinen letzten Jahren nicht in Eltville aufgehalten habe. Denn¹⁰ „die erzbischöfliche Kanzlei hatte bei der Ausfertigung – sehr wohl verständlich – normale Verhältnisse in bezug auf die Residenz des Erzbischofs im Auge, nicht den anormalen augenblicklichen Aufenthalt des Hofes und Gutenbergs in Eltville. Damit entfallen schon die Bedenken hinsichtlich der Befreiung von Diensten, Lasten und Steuern in Mainz, die man ja auch sinngemäß in Eltville wirksam sein lassen konnte, wenn man wollte. Hinsichtlich der Naturalleistungen aber ist in der Urkunde nur ein Vorbehalt des Erzbischofs zu erkennen, daß seine Verwaltung nur für die Ablieferung des Deputats in Mainz, nicht jedoch an irgendeinem sonstigen Aufenthaltsort Gutenbergs verantwortlich sein sollte. Man könnte sogar aus der Aufnahme der Beschränkung gerade schließen, daß Gutenberg zur Zeit der Abfassung der Urkunde nicht in Mainz war und man von Seiten des Erzbischofs

den angedeuteten Weiterungen in der Ablieferung aus dem Weg gehen wollte.

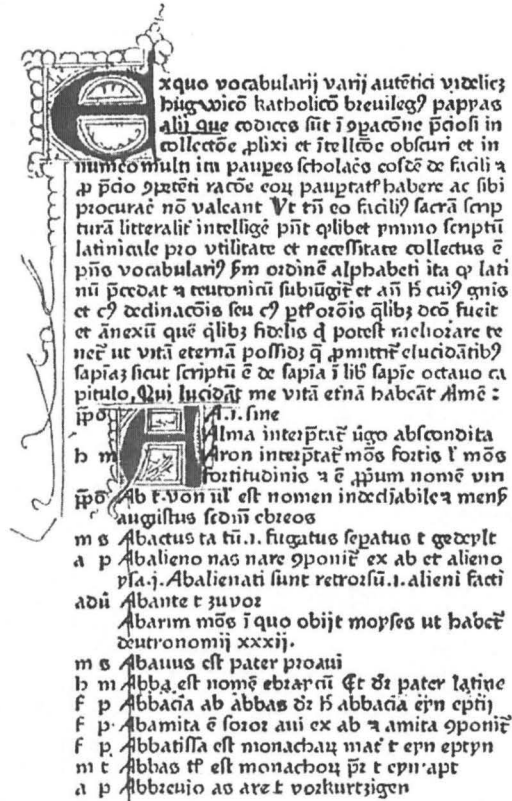
Die Urkunde gibt aber noch mehr aus: Der Erzbischof war noch bis zu seinem Tod 1475 in der Burg zu Eltville und nicht in Mainz. Die Bestallung Gutenbergs erhielt also ihren letzten Sinn überhaupt nur, wenn er nicht in Mainz, sondern in Eltville, dem Ort der erzbischöflichen Hofhaltung, wohnte. Erhielt er doch damit die Vorzüge der Edelleute, die am Hof verkehrten und an der erzbischöflichen Tafel speisten. Auch danach ist es kaum zu bestreiten, daß Gutenberg in Eltville wohnte und in der Burg ein- und ausging.“

III. Hans Widmann leitet zwar aus der Ernennung Gutenbergs zum Hofmann keinen Beweis dafür ab, „daß Gutenberg sich von dieser Zeit an in Eltville ständig aufgehalten hätte, wengleich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden soll, daß er manchmal dort geweiht hat“.¹¹

IV. 1411 mußte Gutenbergs Vater, Friele Gensfleisch, seine Heimatstadt Mainz wegen eines seit Jahren dauernden Streits (Vorrechte, Steuerlast) zwischen Patriziern (= Friele Gutenberg) und Zünften verlassen. „Wahrscheinlich wandte sich die Familie nach dem nahe gelegenen Rheinstädtchen Eltville, wo die Mutter ... ein Anwesen geerbt hatte. Es war das Haus an der Ringmauer neben dem Anwesen von Gretgen Swalbach gelegen (in der Burghofstraße)“.¹²

Auf Grund eines Vergleichs, der durch die Vermittlung des Erzbischofs zustande kam, konnte die Familie in den Gutenberghof in Mainz zurückkehren. Doch einige Zeit später (1413, 1415, 1416) mußte Vater Friele (wegen erneuter Spannungen zwischen Patriziern und Zünften) die Stadt Mainz wieder verlassen.

„Es spricht vieles dafür, daß Henchen bei Verwandten oder Freunden einige Jahre in Eltville



Erste Seite der Erstaussgabe des Eltviller Vocabulars von 1467 in der Catholicontype

blieb und dort die ‚Gemeinschul‘ besuchte, die dem Kreuzaltar in der Peterskirche angeschlossen war“.¹³

[Henchen = Johannes]

V. Im Sommersemester 1418 ist ein Johannes de Alta Villa in die Matrikel der Alma mater in Erfurt eingetragen.¹⁴ „Da die meisten Erfurter Studenten nach ihrem Wohnort benannt wurden, liegt die Annahme nahe, daß der jüngste Sohn des Friele Gensfleisch zur Laden in den Jahren vor Aufnahme des Studiums in Eltville und gar nicht in Mainz gewohnt hatte“.¹⁵ Im Wintersemester 1419/20 war Johannes de Alta Villa zum Baccalaureus promoviert.¹⁶

VI. Am 28. Oktober wurde die Stadt Mainz in der Stiftsfehde durch die Truppen des Erzbischofs Adolf II. von Nassau erobert, und am 30. Oktober wurde Gutenberg (mit 800 Mainzer Bürgern) der

ster Johannes Gutenberg in Eltville lebte und dort druckte. Es dürfte ihn kaum nach Mainz, wo er soviel persönliches Leid erfahren hat, zurückgezogen haben, nachdem ihm die Möglichkeit eines ruhigen Lebensabends in Eltville durch seinen hohen Gönner am Hoflager des Kurfürsten Adolf sichergestellt war“.¹⁹

IX. Aloys Ruppel bestätigt in seiner Festrede vom 9. November 1958 anlässlich der Enthüllung eines Gutenbergbildes: „Aber hier in Eltville, hier in dieser Burg, ja vielleicht gar hier in diesem Raum empfing Johannes Gutenberg eine Ehrung, die einzige seines Lebens, das so voll der Kümernisse war“.²⁰ (Diese Ehrung war die Ernennung Gutenbergs zum Hofmann des Erzbischofs von Mainz am 17. Januar 1465.)

X. Der Mainzer Richter C. A. Schaab hält die Übersiedlung Gutenbergs nach Eltville auf Grund seiner Ernennung zum Hofmann des Erzbischofs für unstrittig. „Da Churfürst Adolph II. den von ihm verfolgten Mainzer Bürgern nicht traute und daher sein beständiges Hoflager im Schloß zu Eltville unter seinen geliebten Rheingauern hatte, so war auch Gutenberg wegen seines Hofdienstes gezwungen, allda seinen Aufenthalt zu wählen. Dorthin ließ er also seine ganze Druckerei bringen und da Eltville nur drei Stunden unterhalb Mainz am rechten Rheinufer liegt, so war der Transport des Druckgeräts leicht und ohne große Kosten“.²¹

Die Bekundungen anerkannter Gutenbergforscher und namhafter Historiker geben Gewißheit, daß Johannes Gutenberg in Eltville gewohnt und gelebt hat. Gegenmeinungen sind nicht begründet, da beweiskräftige Unterlagen nicht vorgelegt werden können.

Freuen wir uns darüber, daß Johannes Gutenberg als Erfinder der Buchdruckerkunst (Handgießinstrument) eine Großtat vollbracht hat, die Victor Hugo als „das größte Ereignis der Menschheitsgeschichte“ bezeichnete.

Anmerkungen

¹ Aloys Ruppel: Johannes Gutenberg, sein Leben und sein Werk. 3. Aufl. (Neudruck der 2. Aufl. von 1947). Nieuwkoop 1967, S. 29 ff.; Aloys Ruppel: Johannes Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst. Leipzig 1940, S. 2.; Aloys Ruppel: Johannes Gutenberg und Christoph Columbus, Die Väter der Neuzeit, Verlag der Gutenberggesellschaft 1964, S. 2.

² Severin Corsten: Wann wurde Gutenberg geboren? In: Gutenberg-Jahrbuch 1966, S. 70-73.

³ Ferdinand Geldner: Der Junge Johannes Gutenberg; in: Gutenberg-Jahrbuch 1976, S. 67.

⁴ Helmut Häuser: Zur Berechnung von Gutenbergs frühestmöglichem Geburtsjahr. In: Gutenberg-Jahrbuch 1968, S. 66-68.

^{4a} Ferdinand Geldner, a.a.O., S. 68; s. auch: Albert Kapr: Johannes Gutenberg, Persönlichkeit und Leistung. Verlag C. H. Beck, München, 1987, S. 25.

⁵ Aloys Ruppel: Rede, gehalten bei der Enthüllung eines neuen Gutenbergbildes von Ernst Zoberbier, Wiesbaden, am 9. Nov. 1968 durch den Burgverein Eltville e.V. in der Burg Eltville/Rhein, S. 7.

⁶ F. Kutsch: Die Beziehungen Gutenbergs zu Eltville. Nassauische Annalen Band LVI, 1936, S. 185 ff.; Gottfried Zedler: Die Zeugnisse für Gutenbergs Aufenthalt in Eltville. Nass. Annalen 31, 1900, S. 215 ff.; Werner Kratz: Eltville, Baudenkmale und Geschichte, Bd. I. Eltville 1961, bes. S. 169 ff. Ferdinand Geldner: a.a.O., S. 72.

⁷ Festschrift zum fünfihundertjährigen Geburtstag von Johannes Gutenberg. Im Auftrag der Stadt Mainz herausgegeben von Otto Hartwig, Mainz, 1900, S. 235.

⁸ F. Kutsch, a.a.O.; Festschrift S. 220.

⁹ Helmut Presser: Gutenberg, Eltville und die Schwarze Kunst. Festvortrag, gehalten am 17. Januar 1965 bei der Fünfihundertjahrfeier der Ehrung Gutenbergs durch den Kurfürsten Adolf von Nassau, in Eltville am Rhein, S. 25.

¹⁰ F. Kutsch: a.a.O.

¹¹ Hans Widmann: Eltvides Anteil am Frühdruck, Tatsachen und Probleme. Festvortrag, gehalten am 6. Sept. 1969 anlässlich der Jahrestagung des Burgvereins der Stadt Eltville am Rhein, S. 36.

¹² Albert Kapr: Johannes Gutenberg, Persönlichkeit und Leistung. Verlag H. C. Beck, München, 1987, S. 35; Albert Kapr: Gutenberg und Eltville, Vortrag für den Burgverein Eltville e.V. am 17. März 1991, S. 5.

¹³ Albert Kapr: Vortrag 1991, S. 6; Johannes Gutenberg, Persönlichkeit und Leistung, S. 36.

¹⁴ Acten der Erfurter Universitaet. Bearbeitet von J. C. H. Weißenborn, Bd. I, Halle 1881, S. 112; Ferdinand Geldner: Der Junge Johannes Gutenberg, Gutenberg-Jahrbuch 1976, S. 73; Albert Kapr: Vortrag 1991, S. 7; Johannes Gutenberg, S. 40.

¹⁵ Albert Kapr: Vortrag 1991, S. 8.

¹⁶ Acten Halle 1881, S. 116; Ferdinand Geldner, a.a.O., S. 73; Albert Kapr: Johannes Gutenberg, S. 43.

¹⁷ Albert Kapr: Johannes Gutenberg, S. 251; Vortrag 1991, S. 10; Helmut Presser: Gutenberg, Eltville und die Schwarze Kunst, Wiesbaden 1966.

¹⁸ Karl Schorbach: Die urkundlichen Nachrichten über Johannes Gutenberg. Festschrift zum fünfihundertjährigen Geburtstag von Johannes Gutenberg, S. 221 ff. Im Auftrag der Stadt Mainz, herausgegeben von Otto Hartwig, 24. Juni 1900.

¹⁹ Hans Schaefer: Johannes Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, in Eltville am Rhein, 1465-1467. 1936.

²⁰ Aloys Ruppel: Rede, gehalten bei der Enthüllung eines neuen Gutenbergbildes von Ernst Zoberbier, Wiesbaden, durch den Burgverein Eltville e.V. in der Burg zu Eltville/Rhein am 9. November 1958, S. 8.

²¹ C. A. Schaab, erster Richter am großherz. hess. Kreisgericht zu Mainz; Die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gensfleisch genannt Gutenberg zu Mainz, I. Band, 1830, S. 454.

Braucht der Wein die Kultur?

Festansprache anlässlich der 40. Erntedankfeier bei Brot und Wein
im Laiendormitorium von Kloster Eberbach am 5.12.1999

Dem Redner kam es zunächst darauf an, klar zu stellen, was Kultur ist. Wer seinen Beruf als Winzer in kunsthandwerklicher Weise ausübt, der gehört z.B. wie die Goldschmiede zu den Kunsthandwerkern. Er verbindet Weinbautechnik und Weinkultur, wenn er im Bewußtsein arbeitet, etwas sehr Kunstvolles zu schaffen.

Im zweiten Teil machte der Festredner aber auch kritische Anmerkungen zur Kultur, die im Rheingau auf hohem Niveau für Leute von außerhalb angeboten wird, und dem Rheingauer Wein, dem von der Weinkritik in den letzten Jahren nur verhaltenes Lob zuteil wird. Im Vergleich liegt die Gefahr. Nur wenn der Rheingauer Wein so gut ist wie das, was kulturell in diesem wunderbaren Landstrich inzwischen angeboten wird, dann haben wir „Kost-bare Kultur“.

Die Redaktion

Ob der eine oder andere von Ihnen den Mythos von Prometheus kennt, weiß ich nicht. Die unter Ihnen, die ihn kennen, hoffe ich nicht zu langweilen, wenn ich ihn kurz erzähle.

Die Geschichte ist ein Mythos über die Erschaffung der Tiere und des Menschen – in mancher Hinsicht vergleichbar der Schöpfungsgeschichte im 1. Buch der Bibel, der Genesis. „Es war einst eine Zeit, wo es Götter zwar gab, sterbliche Geschlechter aber gab es noch nicht“ – so beginnt dieser Mythos bei Platon, der ihn aufgeschrieben hat (Dialog Protagoras 320c 8ff). Es gab also keine Lebewesen auf der Erde. Sie werden von den Göttern aus Erde und Feuer geschaffen, aber es fehlt ihnen noch alle Ausstattung, sie sind sozusagen die Rohversion und erinnern an so manches deutsche Auto, wo man sich all das, was es nachher nützlich und bequem macht, erst aus der Aufpreisliste zusammenstellen muß. Diese Auf-

gabe übernehmen für die Lebewesen die beiden Titanen Epimetheus und Prometheus. Epimetheus darf anfangen: den einen Tieren gibt er Stärke ohne Schnelligkeit, den schwächeren Tieren dafür zum Ausgleich die Schnelligkeit, damit sie fliehen können. Den einen gibt er dicke Haare und ein starkes Fell gegen die Kälte aber auch die Hitze, wieder anderen Hufe und Klauen – und nachdem er so alle Tiere ausgestattet hatte, entdeckt Epimetheus voller Schrecken: die Sonderausstattungsliste ist erschöpft, für den Menschen, der jetzt noch erschaffen werden soll, ist nichts mehr übrig. Epimetheus' Bruder, der Titan Prometheus, hat jedoch eine Idee: Wenn nichts mehr übrig ist für den Menschen, so müssen wir den Göttern etwas für ihn stehlen und er holt für den Menschen aus dem Himmel die Weisheit und das Feuer. Der antike Mythos will auf diese Weise erklären, warum der Mensch ein Mängelwesen ist – nackt, eigentlich eher schwach, weil ziemlich wehrlos: – aber evi-

dent von den Tieren durch geistige Gaben unterschieden und dadurch, dass er Feuer anmacht.

Dies Feuer ist für den Mythos nun aber nicht der Beginn der Kultur, sondern der Technik. Die Menschen versuchten sich zu sammeln, heißt es im Mythos – wenn sie sich aber gesammelt hatten, so beleidigten sie einander, weil sie die „bürgerliche Kunst“ nicht hatten, so dass sie sich aneinander aufrieben.

Die „bürgerliche Kunst“ – das ist die Kultur. Und Platon zählt dazu zunächst das Recht, dann die Ehrfurcht voreinander und schließlich Künste ganz verschiedener Art, von der Heilkunst bis zur darstellenden Kunst. Zeus schickt ihnen dies alles durch seinen Götterboten Hermes – und erst all das ermöglicht es den Menschen, zusammenzuleben. Nicht die Technik, das Feuer in der Sprache des Schöpfungsmythos ermöglicht Kultur. Kultur hat andere als technische Quellen, und sie erst macht Gemeinschaftsleben möglich.

Warum ich Ihnen das erzähle? Mir scheint, dass in diesem Mythos sich etwas wiederfindet von der heutigen Situation des Weinbaus. Der Weinbau ist, wie wohl in keiner Zeit zuvor, von der Technik bestimmt, die mit den ersten Feuersteinen begann, die der Mensch sammelte in der Urzeit. Ich sage nun aber nichts gegen die Technologie im Weinbau und in der Kellerwirtschaft. Sie beschert uns heute Weine von einer Güte wie wohl in keiner Zeit zuvor. Wer wollte die Frische und Lebendigkeit der Weine missen, die die heutige Kellertechnik möglich macht? Wer wollte die Fülle, Kraft und Dichte der Weine missen, welche durch gezielte weinbauliche Maßnahmen reifen können? Wohl niemand von uns.

Doch der Mythos will ja eine Grundwahrheit zum Ausdruck bringen: Reine Technik, wo immer sie angewandt wird – und deshalb gilt das auch für Wingert und Keller – ist nichts ohne Kultur.

Zur Kultur gehört nach Platon das Recht – über das Weinrecht will ich hier freilich nicht weiter sprechen, auch wenn ich nicht verheimlichen will, dass mir persönlich die unserem Recht und

Rechtssystem nach meiner Auffassung bislang zuwiderlaufenden Tendenzen zur Einführung einer Lagenklassifizierung nicht gefallen. Mancherorts kann man nicht warten, ob und ggfls. wie das Recht geändert wird – aber versucht es bereits zu unterlaufen. Dies ist m.E. nicht der richtige Weg zur Profilierung.

Zur Kultur gehört die Ehrfurcht voreinander – auch vor dem Konkurrenten. Ja man kann sogar sagen: Kultur entsteht erst in einem Miteinander, das von gegenseitigem Respekt getragen ist. Letztlich macht nur Zusammenarbeit stark, was man in den Zeiten des modernen neoliberalen Gegeneinanders immer wieder einmal laut sagen muß.

Zusammenarbeit ist immer der Königsweg. Manchmal aber ist der Rhein ein arg breiter Fluß, der die Zusammenarbeit über die Grenze der Bundesländer und Weinbaugebiete zu behindern scheint.

Im Kulturbereich entsteht z.Zt. ein hochinteressantes Projekt: Das Mittelrheintal von Koblenz bis Rüdesheim soll zum Weltkulturerbe durch die UNESCO erklärt werden. Die entsprechenden Anträge sind gestellt. Aber der Rheingau ist nicht dabei. Jedenfalls habe ich davon bislang noch nichts gehört. Hat denn schon jemand gesehen, welche Chance dies Projekt bietet, um gemeinsam international wieder das ins Bewußtsein zu rücken, was „Rheinwein“ einstmals war? Ich will das hier nicht vertiefen.

Zur Kultur gehören, wie der Mythos auch noch sagt, die Künste. Mancher denkt hier: Kunst und Wein erfüllt sich im Design. Ein neues, modern gestaltetes Etikett ist sicher wichtig für das Marketing eines jeden Betriebs – aber wer sich als Betriebsinhaber schon einmal mit der Aufgabe beschäftigt hat, etwas ihm Entsprechendes mit gutem Design zu finden oder entwickeln zu lassen, der weiß, wie schwierig es ist, hier geschmackssicher zu geschmackvollen Ergebnissen zu kommen. Kunst und Wein erschöpft sich eben nicht im Design.

Spätestens wenn es ums Design für die eigene Produktlinie geht, ahnt der Winzer, dass er Wein-

baufachmann, Kellerwirt und Betriebswirtschafter ist, aber eigentlich auch noch eine künstlerische Ader braucht.

Wie entwickelt man die – wie kommt man dazu? Durch seine Grundeinstellung. Winzer zu sein gilt als ein agrarischer Beruf. Doch hat dieser Beruf, recht ausgeübt, nicht nur mit Landwirtschaft zu tun. Der Winzer veredelt sein landwirtschaftliches Produkt in kunsthandwerklicher Weise. Sein Beruf steht deshalb dem gestalterisch tätigen Kunstgewerbe, wie es z.B. Goldschmiede ausüben, genauso nahe wie der Landwirtschaft. Eine enorme, von mir immer wieder bewunderte Breite hat dieser Beruf. Wer als Winzer seinen Beruf mit dem Bewußtsein ausübt, eine Kunst auszuüben und diese Kunst des Weinmachens stets zu vervollkommen trachtet, der hat die Verbindung von Weinbautechnik und Weinkultur in seinem Bewußtsein schon geschaffen.

Dies halte ich für ganz grundsätzlich: Im Winger und Keller in dem Bewußtsein zu arbeiten, dass es, obwohl das Geschäft mitunter sehr hart sein kann, zuletzt um etwas sehr Kunstvolles geht: den Wein auf der Flasche.

Freilich – und hier seien mir zum Schluß noch ein paar kritische Anmerkungen erlaubt: Oftmals ist die Haltung anzutreffen, das unabdingbare Verhältnis von Wein und Kultur könne man rationell arbeitsteilig auf die Reihe bringen – und diese Haltung scheint gerade im Rheingau nicht selten zu sein, denn Sie können ja hier stolz darauf verweisen, sehr viel Kultur zu haben: Mit ihren Kirchen, Schlössern, Klöstern und alten Fachwerkbauten leben Sie in einer Kulturlandschaft par excellence.

Sie haben das Rheingau-Musik-Festival hier, es wird ein Rheingau-Literatur-Preis verliehen, es gibt die Burgfestspiele in Eltville, es gibt die Veranstaltungen von Keller & Kunst im Rheingau und sicher noch vieles mehr, was mir im Augenblick nicht bewußt ist. Doch all das wird ja ganz über-

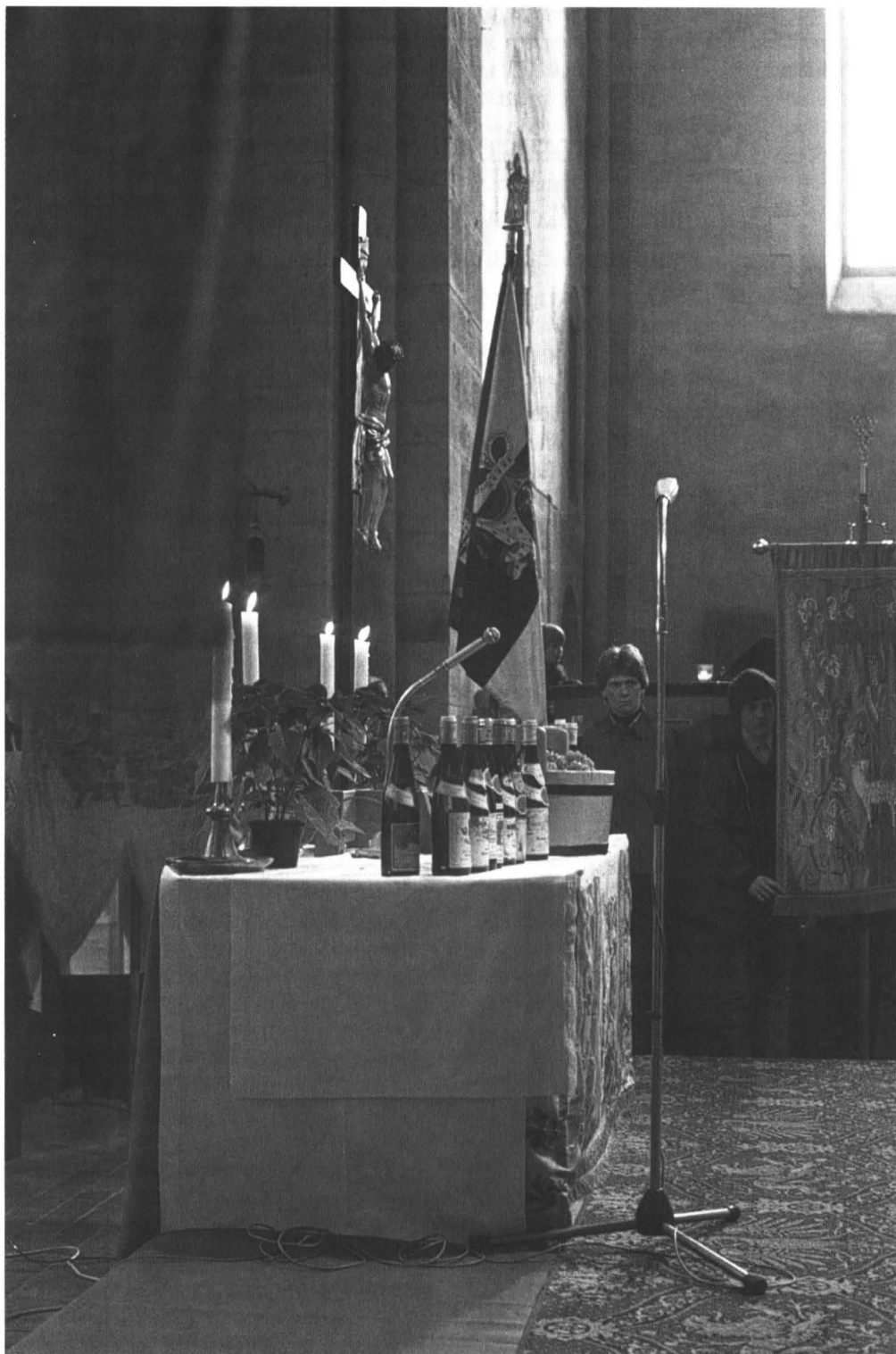
wiegend *von anderen* als Rheingauern *für Leute von außerhalb* des Rheingaus veranstaltet.

Kultur in seiner direkten Umgebung zu haben ist noch nicht damit identisch, sich selbst als Teil dieser Kultur zu verstehen. Dahin muß es kommen. Denn es besteht eine Gefahr. Die nämlich, dass man anfängt zu fragen, ob die Weine dort, wo z.B. der Dirigent Guisepppe Sinopoli, das Alban Berg Quartett, der Cellist Mistislaw Rostropowitsch oder die Geigerin Anne-Sophie Mutter auftreten, auch so gut sind wie die Weltklasse-Künstler auf dem Rheingauer Musikfestival: Weltspitzer nämlich.

Vielleicht ist mein Eindruck falsch – aber wenn ich recht beobachte, so bewertet die publizistische Weinkritik rheingauer Weine heute eher zurückhaltend, während der Ruhm des hiesigen Musikfestivals von Jahr zu Jahr wächst. Hier lauert die Gefahr, dass sich ein Mißverhältnis von Wein und Kultur im öffentlichen Bewußtsein festsetzt.

All das, was es im Rheingau an Kultur gibt, ist auf diese Weise für den Wein eine Gefahr, die im Vergleich liegt; aber all das, was es hier an Kultur gibt, kann auch als große Chance verstanden werden: Die rheingauer Weine müssen so gut sein wie das, was kulturell in diesem wunderbaren Landstrich inzwischen geboten wird! Wein ist, wie die österreichische Weinwerbung hintersinnig-treffend formuliert, „kost-bare Kultur“. Das ist dann zu erreichen, wenn Sie, die Winzer, die hier heute zum Erntedank versammelt sind, sich als Teil dieser Kultur verstehen und dementsprechend daran mitwirken.

In diesem Sinne würde ich mir die weitere Entwicklung im kommenden Jahrtausend wünschen. Erheben wir das Glas, danken wir für einen großen Jahrgang 1999 und kosten wir einen Schluck Kultur!



Die Laienbrüder der Zisterzienser.

Beruhete der ökonomische Erfolg des Ordens auf den Leistungen der Konversen?

Caesarius von Heisterbach, der berühmte Prior aus dem rheinischen Zisterzienserklster, skizziert in seinem zu Beginn des 13. Jahrhunderts geschriebenen Werk „Dialogus Miraculorum“ die Lebensverhältnisse der Konversen, der Laienbrüder des Ordens. Aus der Vielzahl seiner Exempla, die die Alltagswelt der Konversen in häufig idyllischer Sicht darstellen, seien hier zwei Beispiele genannt. Von einigen Geistlichen, die bei ihrem Eintritt einfache Laienbrüder wurden, heißt es: „So groß ist die Macht der Demut, daß um ihretwillen oft Geistliche, die zum Orden kamen, sich für Laien ausgegeben haben. Sie wollten lieber das Vieh hüten als Bücher lesen, sie hielten für besser, Gott in Demut zu dienen, als wegen der heiligen Weihen oder der Gelehrsamkeit den anderen zu befehlen. Weil dies öfter im Orden geschah und sie dann aus Laienbrüdern zu Mönchen wurden, so ward, damit es künftig unterbliebe, vor vier Jahren im Generalkapitel beschlossen, die auf solche Weise Laienbrüder geworden seien, sollten es bleiben.“ In einer anderen Erzählung wird bei einem Eberbacher Konversen dessen heiligmäßige Bescheidenheit besonders hervorgehoben: „In Eberbach war ein Laienbruder, ein einfältiger und braver Mann von gebrechlichem Alter. Dem hatte der Herr solche Gnade erzeigt, daß durch die Berührung seiner Hand allerlei Krankheiten verschucht wurden. Als das die Weltlichen erfuhren, strömten viele beiderlei Geschlechts, Reiche wie Arme, nach dem Kloster und erfuhren die Kraft des Segens. Und da der Abt sah, daß durch ihren Zuspruch die Ruhe der Brüder gestört und das Haus mit nicht geringen Kosten beschwert ward, so befahl er dem Laienbruder, künftig keinem Weltlichen mehr die Hände aufzulegen“.

Diese beiden Erzählungen lenken unseren Blick auf das arbeitsreiche Leben der Konversen, die im Hochmittelalter neben den Mönchen die Hauptträger der zisterziensischen Reformbewegung waren, aber in der Literatur oft wenig gewürdigt wurden. Welche Bedeutung kommt den Konversen bei dem glänzenden Aufstieg des Zisterzienserordens im 12. Jahrhundert zu? Beruhete der ökonomische Erfolg des Ordens vielleicht auf den Leistungen der Laienbrüder und ihrem Arbeitseinsatz? Der Zisterzienserorden erlebte in der Tat im 12. Jahrhundert einen fulminanten Aufstieg und erfaßte seit der 1098 erfolgten Gründung des Stammklosters Cîteaux in wenigen Jahrzehnten fast alle Länder Europas mit seinen Niederlassungen. Schon 1120 überquerten die Mönche von La Ferté, einem Tochterkloster von Cîteaux, die Alpen nach Italien und gründeten dort Tiglieto in Ligurien. Mönche aus Morimond zogen 1123 von Burgund nach Deutschland und gründeten Kamp bei Köln; Waverley in England folgte 1129, Rein in Österreich 1130 und Mellifont in Irland 1142. Weitere Zisterzienserklster entstanden bald in Skandinavien, Böhmen, Polen, Ungarn, Spanien und Griechenland. Im Jahre 1151 – zwei Jahre vor dem Tod Bernhards von Clairvaux, des größten Zisterziensers – gehörten schon 333 Abteien dem mächtig expandierenden Orden an. Ein Jahrhundert später waren weitere 314 Niederlassungen hinzugekommen, so daß der Zisterzienserorden 1251 bereits fast 90 Prozent der späteren Gesamtzahl von mehr als 740 Klöstern erreicht hatte. Der spirituelle und wirtschaftliche Aufstieg des Ordens erfolgte demnach in erster Linie bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, in einer Epoche von hundertfünfzig Jahren, in der sich viele Zisterzienserklster zu

Großkonventen mit reicher Besitzausstattung entwickelten. Die Expansion der Zisterzienser ist noch eindrucksvoller, wenn man sie mit dem Wachstum anderer Mönchsorden des Hochmittelalters vergleicht. Gegenüber der Ausbreitung von Reformklöstern wie denen von Camaldoli und Vallombrosa, die ungefähr zeitgleich entstanden, war die Expansion des Zisterzienserordens zweifellos spektakulär.

Welche Ursachen führten zu diesem außergewöhnlichen Aufstieg der Zisterzienserklöster? Welche religiösen, sozialen und wirtschaftlichen Momente trieben diese Reformbewegung voran, die im 12. Jahrhundert eine große Faszination auf eine breite Öffentlichkeit ausübte, so daß Klöster wie Clairvaux in Frankreich, Rievaulx in England und Eberbach im Rheingau bald Großkonvente mit über 300 Mönchen und Konversen aufwiesen? Außer religiösen Faktoren wie der Anziehungskraft der zisterziensischen Spiritualität waren es offenbar besondere soziale und kulturelle Momente, die während des 12. Jahrhunderts die Ausbreitung des Zisterzienserordens förderten. Einige Historiker haben die rasche Expansion der Zisterzienserklöster auf gewisse wirtschaftliche und rechtliche Faktoren zurückgeführt und dabei einige Besonderheiten der zisterziensischen Ordensverfassung und Klosterökonomie hervorgehoben. In diesem Kontext wurde auf das erfolgreiche Wirken der Konversen hingewiesen, die durch ihre Arbeitsleistung den wirtschaftlichen Aufstieg der Zisterzienserklöster ermöglicht hätten. Mit Hilfe einer arbeitswilligen Schar von Laienbrüdern hätten die Zisterzienser ihre Grangien betrieben und von einer durch Ackerbau und Viehzucht geprägten klösterlichen Eigenwirtschaft gelebt.

Meine Darlegungen zu den Leistungen der Konversen im Rahmen der zisterziensischen Klosterwirtschaft vollziehen sich in vier Schritten. Zuerst soll das Konverseninstitut in seiner Frühphase untersucht werden. Anschließend wird die Stellung der Laienbrüder in der zisterziensischen Ordensverfassung im Lichte normativer Statuten und allgemeiner Quellen des Ordens analysiert. In einem dritten Schritt werden die Lebensverhältnisse in ausgewählten Zisterzienserklöstern beleuchtet, um so der konkreten Alltagswelt der Laienbrüder nahezukommen. In einem vierten Schritt

sollen dann der allmähliche Niedergang des Konversentums und die Krise des Laienbrüderwesens im 13. Jahrhundert im Spannungsfeld sozialer und wirtschaftlicher Veränderungen untersucht werden, bevor abschließend die Frage nach dem Beitrag der Konversen zum Aufstieg des Zisterzienserordens beantwortet wird.

I.

Das Konverseninstitut ist keineswegs eine Erfindung der Zisterzienser, wie man manchmal behauptet hat. Das Reformkloster Cîteaux hat vielmehr eine vorgefundene Einrichtung übernommen und sinnvoll eingesetzt. Benedikt von Nursia verstand unter der *conversio* (Umkehr) nichts anderes als den Eintritt in den Mönchsstand. Jeder Mönch ist also ein *conversus*, einer, der sein Leben radikal „umgekehrt“ hat. Ungefähr seit dem 8. Jahrhundert bezeichnete man aber nicht mehr jeden Mönch als Konversen, sondern nur mehr bestimmte Mitglieder des Konventes. In den Benediktinerklöstern wurden die Oblatenmönche, sogenannte *nutriti*, die bereits in früher Jugend eingetreten waren, von den Konversen unterschieden, die erst im reiferen Alter zur „Bekehrung“ kamen. Da diejenigen, die in späteren Lebensjahren in Klöster eintraten, häufig Bildungslücken monastischer und allgemeiner Art aufwiesen, stellten diese Defizite einen Teil der Konversen ganz von selbst in die Reihen der Ungebildeten (*illitterati*) und schließlich der Laien.

Wie entwickelte sich nun aus diesen älteren Ansätzen das eigentliche Konverseninstitut des Hochmittelalters? Klosterbedienstete, welche schwere Außenarbeiten verrichteten, versuchten sich im Laufe der Zeit der Mönchsgemeinschaft enger anzuschließen. Ihre anfänglich nur unvollkommene Anteilnahme an der monastischen *conversio* ließ am Rande der Klöster verschiedene Formen von „Halbkonversentum“ entstehen. Die Vertreter dieser zwischen Welt und Kloster stehenden klösterlichen Randgruppen lassen sich im 10. und 11. Jahrhundert in vielen älteren und jüngeren Klöstern nachweisen, besonders aber bei den Reformklöstern. Schon im Jahre 1012 hatte Romuald im Gästehaus von Camaldoli mehrere „Konversen“ zur Dienstleistung eingesetzt, damit die Mönche ungestört ihrer eremitischen Lebensweise

nachgehen konnten. Auch bei den Hirsauer Reformklöstern fanden sich im 11. Jahrhundert bereits Laienmönche, die für die Mönchsgemeinschaft im Außenbereich tätig waren.

Das „Neukloster“ Cîteaux, das unter dem Einfluß der italienischen Eremitenbewegung des 11. Jahrhunderts seiner Niederlassung erneut den Charakter der „Einöde“ (eremos) zurückgeben wollte, übernahm das von Camaldoli vorgebildete Institut religiös gebundener Laienhelfer. Im Exordium parvum, der um 1119 geschriebenen Gründungsgeschichte des Ordens, wird als Motiv für die Einführung von Konversen sogar die Sicherung des alten zönotischen Einsamkeitsideals angegeben. Die benediktinische Reformbewegung von Cîteaux baute das Konverseninstitut weiter aus und gliederte die Konversen in ihre Klostergemeinschaften ein. Damit vollzog sich eine verfassungsmäßige Neuschichtung in der Ordensgemeinschaft, die zwei Hauptgruppen, Mönche und Konversen, umfaßte. Praktisch erlangte das Konverseninstitut erst bei den Zisterziensern eine vorher nie gekannte Bedeutung und Verbreitung. Wann genau das Konverseninstitut im Orden eingeführt wurde, bleibt unklar, so daß sich kein bestimmtes Jahr angeben läßt. Auch sonst gibt es noch eine ganze Reihe von Unklarheiten bezüglich des Standes der Laienbrüder in der Anfangszeit des Ordens. Wahrscheinlich wurden Konversen dringend erforderlich, als in der Amtszeit des dritten Abtes, des Engländer Stephan Harding, der Grundbesitz von Cîteaux beträchtlich zunahm. Auf die Hilfe von Laienhelfern waren die Zisterzienser vor allem auch deswegen angewiesen, weil sie die Regel des heiligen Benedikt neu interpretierten und die körperliche Arbeit für alle Mönche betonten, wodurch die Arbeit stark aufgewertet wurde. Die Gründungsväter von Cîteaux wollten dezidiert zu den ursprünglichen Vorschriften der Benediktregel zurückkehren, wozu neben den Grundsätzen der Armut und Einfachheit auch die Handarbeit der Mönche (labor manuum) gehörte.

In diesem Zusammenhang stellt sich die grundsätzliche Frage, welche Haltung die Zisterzienser zu den wirtschaftlichen Belangen ihrer Klöster einnahmen. Da die Gründungsväter von Cîteaux sich bewußt von den Wirtschaftsformen der zeitgenössischen Benediktinerabteien mit ihren

großen Grundherrschaften absetzen wollten, verlangten sie den Aufbau einer selbstbetriebenen Landwirtschaft und die Handarbeit der Mönche, wie sie Benedikt vorgeschrieben hatte. Die Zisterzienserklöster sollten daher auf alle Einkünfte aus fremder Arbeit, aus Grundrenten und Herrschaftsrechten, verzichten und sich den Lebensunterhalt selbst erwirtschaften. Damit nahmen die Zisterzienser eine scharfe Protesthaltung gegen das mächtige Cluny ein, das sich nach ihrer Meinung von den Grundsätzen des alten Mönchtums entfernt habe. Die Mönche des reichen Klosters Cluny kümmerten sich vornehmlich um die feierlich gestaltete Liturgie und um die Toten-Memoria; infolge dieses Überhangs an gottesdienstlichen Pflichten blieb ihnen kaum noch Zeit für körperliche Arbeit und für gewöhnliche Alltagsbeschäftigung. Viele Mönche von Cluny, die größtenteils aus dem Adel stammten, lehnten es aufgrund ihrer Herkunft und ihrer sozialen Stellung auch ab, die Handarbeit höriger Bauern zu verrichten. Sie waren dabei von den Ständevorstellungen beeinflusst, die gerade im 11. Jahrhundert neu formuliert wurden. Im Sinne dieser Ständelehren war die Gesellschaft in drei Stände mit entsprechend standesspezifischen Tätigkeiten eingeteilt: die bellatores (Krieger) übernahmen militärische Aufgaben, die laboratores (Bauern) waren zu Feldarbeit und Knechtstätigkeit verpflichtet, und die Mönche und Priester, die den Stand der oratores bildeten, hatten sich vor allem um Gebet und Gottesdienst zu kümmern.

II.

In Frontstellung zu Cluny erlassen die Zisterzienser in ihren Ordensstatuten von 1134 neue Vorschriften zu den wirtschaftlichen Grundlagen ihrer Klöster. Die Zisterzienser sollen demnach ihren Lebensunterhalt durch eigene Arbeit verdienen, weswegen Einnahmen aus dem Besitz von Feudalrechten und Kirchen strikt abgelehnt werden. In Kap. 5 der Statuta heißt es lapidar: Die Mönche unseres Ordens müssen von ihrer Hände Arbeit, Ackerbau und Viehzucht leben. In Kap. 9 werden dann diejenigen Besitzformen aufgeführt, über die die Zisterzienser nicht verfügen sollen: Kirchen, Altäre, Begräbnisse, Zehnten fremder Arbeit und Nahrung, Dörfer, Hörige, Grundzinsen,

Bezüge von Backhäusern und Mühlen sowie ähnliche Einkünfte, die der monastischen Reinheit widersprechen. Die Mithilfe von Konversen und Lohnarbeitern wird an mehreren Stellen als selbstverständlich vorausgesetzt und gehört demnach zum Wesen zisterziensischer Klosterwirtschaft. Bereits im Exordium parvum (ca. 1119) wird offen gesagt, daß die Zisterzienser schon frühzeitig sowohl Laienbrüder (conversi) als auch Lohnarbeiter (mercenarii) in ihren Wirtschaftsbetrieben einsetzen, um dadurch die Mönche einerseits von der schweren Handarbeit zu entlasten und sie andererseits für das zeitaufwendige Stundengebet freizustellen.

Dies aber war eine Neuorientierung in einem Kernbereich zisterziensischer Wirtschaftsverfassung: Die lautstark geforderte Handarbeit wurde zu einem wesentlichen Teil auf eine spezielle Personengruppe, die Laienbrüder, abgewälzt. Auch in der Ordensverfassung waren die Konversen klar von den Mönchen unterschieden, in deren Stand aufzusteigen ihnen von vornherein versagt blieb; die Konversen waren Arbeitsknechte und sollten es auch bleiben. Das benediktinische „ora et labora“ wurde bei den Zisterziensern gleichsam durch Zerlegung in seine beiden Bestandteile rationalisiert. War damit nicht ein Zweiklassensystem innerhalb der Zisterzienserklöster entstanden, wie manche Kritiker dem Orden vorwarfen? Waren die Laienbrüder nicht Klosterangehörige zweiter Wahl, die weniger Rechte hatten, aber die Hauptarbeit verrichten mußten? Wurde ihre Arbeit wenigstens angemessen bewertet? Das zur Begründung der Ordensgrundsätze abgefaßte Exordium parvum verlangte, daß die Laienbrüder im Leben wie nach dem Tode wie Mönche behandelt werden sollten, freilich ohne die Rechte der Mönche (excepto monachatu). Dadurch war ihre Beteiligung an religiösen Übungen und Veranstaltungen stark eingeschränkt. Geistige Tätigkeit wurde ihnen weitgehend verwehrt; der Besitz von Büchern sowie das Lesen war ihnen verboten. Im Klosterbereich wurden sie von den Mönchen räumlich getrennt gehalten; in der Kirche versammelten sie sich im Laienbrüderchor separat von den Mönchen, und auch die Räume der Laienbrüder befanden sich in eigenen Gebäudekomplexen.

Aussagen zur Stellung und Einschätzung der Konversen enthält auch der Usus conversorum aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Im Prolog dieses Dokuments wird darüber geklagt, daß etliche Äbte auf die Disziplin der Konversen zu wenig oder gar keine Sorgfalt verwenden, während andere sie wegen ihrer angeborenen Einfalt verachten. Die einen meinen, ihnen Speise und Trank in minderer Qualität als den Mönchen gewähren zu sollen, zwingen sie aber trotzdem zu harter Arbeit. Andere Äbte aber geben dem Murren der Konversen nach und verfallen, wie weiter ausgeführt wird, in das Gegenteil: sie behandeln die Laienbrüder allzu nachsichtig in Ernährung und Kleidung, um auf diese Weise größere Leistungen aus ihnen hervorzulocken. Zweck der Konversenregel war es, diesen Unklarheiten und konträren Auffassungen entgegenzutreten und eindeutige Vorschriften über die Lebensform der Konversen zu erlassen. In einem einjährigen Noviziat sollten die Laienbrüder für ihre späteren Aufgaben ausgebildet werden. Zur Erfüllung ihrer Gebetspflichten lernten sie einige Gebete wie Paternoster, Credo und Miserere auswendig. Nach dem Probejahr legten sie die ewigen Gelübde ab und wurden dadurch regelrechte Religiösen, allerdings ohne aktive und passive Beteiligung bei der Wahl von Klosteroberen oder bei sonstigen wichtigen Rechtsentscheidungen im Konvent.

Was läßt sich über die Tätigkeitsbereiche der Konversen sagen? Die Laienbrüder waren teils als Handwerker in den klösterlichen Werkstätten am Klosterzentrum, teils als Arbeiter auf den Grangien außerhalb der Klausur beschäftigt. Im wöchentlichen Kapitel sorgte der Cellerar, der Vorgesetzte der Konversen, für geistliche Führung und religiöse Unterrichtung. An den Offizien der Mönche nahmen sie nur an Sonn- und Festtagen teil, sonst verrichteten sie zu den kanonischen Tagzeiten eine bestimmte Zahl von Gebeten an ihren Arbeitsstätten. Die Konversen auf den entfernt gelegenen Grangien kamen nur an Sonntagen und bei höheren Festen ins Kloster, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Neben den gewöhnlichen Arbeiten bauten und reparierten die Konversen, unter denen sich oft hervorragende Fachkräfte befanden, die Klostergebäude und Kirchen. Auf den Märkten veräußerten sie die überschüssigen Klosterpro-

dukte und kauften alle notwendigen Waren ein. Ferner traten sie als Reisebegleiter von Mönchen in Erscheinung; bewaffnete Konversen und Dienstleute schützten die Äbte auf dem langen Weg zum Generalkapitel in Cîteaux. Das höchste Amt, zu dem die Konversen aufsteigen konnten, war das der päpstlichen Bullatoren. In der Annahme, daß die ungebildeten Laienbrüder den Inhalt nicht verstanden, stellte die päpstliche Kurie sie zum Abschreiben, Versiegeln und Verschicken ihrer offiziellen Schriftstücke an.

Aus welchen Ständen und Schichten kamen die Laienbrüder, die gerade im 12. Jahrhundert scharenweise zu den neu entstehenden Zisterzen drängten? Die meisten Konversen entstammten sicherlich den bäuerlichen Schichten, waren also an harte Arbeit und schwierige Lebensumstände gewöhnt. In der Frühzeit befanden sich unter ihnen offenbar auch viele Adelige und selbst etliche Kleriker, die in Demut ihren Stand verbargen, um eintreten zu können. Die Blütezeit des Konversentums war zweifellos das 12. Jahrhundert, die Pionierzeit des Ordens. Die Laienbrüder waren damals in so starkem Maße an der enormen Expansion zisterziensischer Ländereien und Neugründungen beteiligt, daß sie immer unentbehrlicher wurden. In vielen Klöstern gab es außerdem weit mehr Konversen als Mönche, wie z. B. in Clairvaux, wo 1135 rund 200 Mönche und 300 Konversen lebten.

Aus welchen Gründen strömten die Menschen in die aufblühenden Zisterzienserklöster? Die Motive für den Klostereintritt waren so vielfältig, wie die Motive von Menschen eben sein können. Etlliche suchten zweifellos ein heiligmäßiges Leben, da in den Zisterzienserklöstern Gebet und Arbeit, praktisches Tun und religiöse Übung eng miteinander verflochten waren. Das Exordium magnum, das Abt Konrad von Eberbach zu Anfang des 13. Jahrhunderts verfaßte, bringt eine Fülle von Beispielen zu Laienbrüdern, die die Tugenden des Klosterlebens in bewundernswerter Weise erfüllten. Doch viele kamen auch aus weltlichen Motiven; sie suchten Sicherheit, Schutz und wirtschaftliche Versorgung. In einer Zeit, in der sich durch die Auflösung der Fronhofsverbände tiefgreifende wirtschaftliche Veränderungen im Agrarbereich abspielten, suchten viele bäuerliche Novizen Si-

cherheit und regelmäßige Verpflegung bei den Zisterziensern. Dies kommt in einer Anekdote zum Ausdruck, die Humbert de Romanis (gest. 1277) von einem Mann erzählt, der in einem Kloster um Aufnahme als Laienbruder bat. Er warf sich bei der Aufnahmezeremonie vor dem Abt der Länge nach zu Boden, wobei der Abt die rituelle Frage an ihn stellte: „Was begehrt Du?“ Die vorgeschriebene Antwort darauf hätte lauten sollen: „Die Barmherzigkeit Gottes und des Ordens“. Aber vor lauter Hunger hatte der Mann die richtige Antwort vergessen, und so sagte er: „Weißbrot, und davon genug“. Nahrung und sicheres Auskommen, so lautet die Quintessenz, spielten beim Klostereintritt vieler Konversen eine wichtige Rolle.

III.

Will man den konkreten Beitrag der Konversen zur mittelalterlichen Blüte des Zisterzienserordens und zum ökonomischen Aufstieg seiner Klöster ermitteln, ist es notwendig, sich einzelnen Zisterzienserklöstern zuzuwenden und das Wirken der Konversen in konkreten Lebensverhältnissen zu untersuchen. Richten wir unseren Blick daher auf die Abtei Eberbach, in der die Laienbrüder während des Hochmittelalters eine wichtige Rolle spielten. Im Jahre 1135 wurde Bernhard von Clairvaux dazu bewogen, in Eberbach seine erste Gründung rechts des Rheins vorzunehmen. Die Schar der im Februar 1136 von Clairvaux ankommenden zwölf Mönche mit ihrem Abt und etlichen Konversen muß sich schnell vergrößert haben, da Eberbach bereits 1142 das Kloster Schönau bei Heidelberg gründete. Gemäß den Statuten des Ordens mußten nämlich 60 Mönche im Mutterkloster vorhanden sein, bevor ein Tochterkloster gegründet werden konnte. Der Aufstieg der neuen Abtei wurde dadurch begünstigt, daß Eberbach auf den Gütern eines Chorherrenstifts aufbauen konnte, das Erzbischof Adalbert von Mainz 1116 gegründet, aber 1131 aufgehoben hatte. Dank seines religiösen Ansehens und infolge seiner wirtschaftlichen Aktivität entwickelte sich Eberbach schnell zu einem mächtigen Zisterzienserkloster, das in mehr als 200 Orten des Mittelrheingebiets reich begütert war und zu Anfang des 13. Jahrhunderts über einen Konvent von mehr als 100 Mönchen und 200 Konversen verfügte. Neben dem erwähn-



Klosterhof Drais in Erbach. Ersterwähnung 1141. Seit 1818 im Besitz der Familie Freiherr zu Knyphausen.

ten Schönau stattete Eberbach auch seine Tochterklöster in Otterberg bei Kaiserslautern, in Gotessthal bei Maastricht und in Arnsburg in der Wetterau mit Gründungskonventen aus. Im 13. Jahrhundert unterstanden ihm außerdem 16 Zisterzienserfrauenklöster, was auf die große Ausstrahlungskraft des Rheingauklosters hinweist. Die Kirche der umfangreichen Klosteranlage wurde bereits in der Mitte des 12. Jahrhunderts begonnen und schließlich bis 1186 vollendet. Viele Klostergebäude entstanden bis zum ausgehenden 12. Jahrhundert, so auch das eindrucksvolle Laienbrüderhaus.

Inwieweit ist es der Abtei Eberbach gelungen, eigenbebaute Wirtschaftshöfe zu errichten, wie es die Ordensvorschriften verlangten? Der Aufbau von Grangien gehörte gewiß zu den wirtschaftlichen Hauptaufgaben, die sich neugegründeten Abteien stellten. Die Eberbacher Zisterzienser haben sich, wie Christian Moßig detailliert untersuchte, planmäßig bemüht, auf der Grundlage der Erstaussattung und dazuerworbener Güter Grangien aufzubauen und sie mit Hilfe ihrer zahlreichen Laienbrüder rationell zu bewirtschaften. 1163 bestätigte Papst Alexander III. Eberbach den Besitz von 12 Grangien, die im näheren und weiteren Umkreis des Klosters gelegen waren. Im Laufe der Zeit

kamen weitere vier Grangien hinzu, so daß Eberbach gegen Mitte des 13. Jahrhunderts über 16 ausgebaute Grangien verfügte, von denen die Hauptmasse der Klostergüter bewirtschaftet wurde. Die Eberbacher Mönche bemühten sich außerdem um einen Zugang zum städtischen Markt und errichteten in elf Städten Stadthöfe, wobei die Niederlassungen in Köln, Frankfurt und Mainz die größte Bedeutung erlangten. Der Eberbacher Stadthof in Köln, der bereits 1162 erwähnt wird, diente vor allem als Absatzzentrale für den Wein, den Eberbach auf dem Kölner Markt anbot und verkaufte.

Welche Bedeutung kam nun den Konversen im Rahmen der Eberbacher Klosterwirtschaft zu? Die wichtigste den Konversen anvertraute Aufgabe war in Eberbach wie auch in anderen Zisterzienserklöstern die Leitung und Bewirtschaftung der Grangien. Die zahlreichen Grangien und wohl auch alle mit eigenem Wirtschaftshof ausgestatteten weiteren Betriebseinheiten wurden im 12. und frühen 13. Jahrhundert von Konversen geleitet, die den Titel *magister* führten. Diese mit weitreichenden Befugnissen ausgestatteten *magistri* führten die Geschäfte ihrer jeweiligen Betriebe mit weitgehender Selbständigkeit. Ihnen oblag nicht nur die Leitung der internen Wirtschaftsführung; sie

hatten die Interessen ihrer Betriebseinheit und darüber hinaus in Einzelfällen des gesamten Klosters auch gegenüber der Außenwelt wahrzunehmen.

Außer den magistri sind bei größeren Betriebseinheiten zahlreiche weitere Konversen genannt. In Hadamar hielten sich 1211 mindestens sechs Konversen auf, und in Gehaborn lassen sich 1209 sogar 14 Eberbacher Konversen nachweisen. Angesichts dieser hohen Zahlen, die für viele Eberbacher Klostergüter belegt sind, muß ausgeschlossen werden, daß die Konversen vor 1250 lediglich das Leitungs- und Aufsichtspersonal der Grangien stellten. Die Konversen müssen vielmehr einen großen Teil der anfallenden Acker- und Feldarbeiten selbst verrichtet haben. Offenbar ruhte auf ihren Schultern die Hauptlast der Eberbacher Landwirtschaft, so daß der ökonomische Aufstieg des Klosters während des 12. Jahrhunderts vor allem dem Arbeitseinsatz der Konversen zu verdanken war. Die Eigenwirtschaft verschaffte der Abtei Eberbach nahezu alles, was unter den einfachen Verhältnissen der Frühzeit zum Lebensunterhalt benötigt wurde. Naturgemäß standen dabei Getreideanbau sowie Vieh- und Weidewirtschaft im Vordergrund. Ein relativ geringer Teil der Ländereien wurde zwar nur für den Weinbau genutzt, doch bildete der Erlös aus Weinverkäufen von Anfang an die Haupteinnahmequelle des Klosters. Erfolgreicher Weinbau war ohne Fachkräfte nicht durchführbar, weswegen Eberbach spezielle Weinbaugüter einrichtete, deren Leitung ebenfalls in den Händen von Konversen lag. Die Verschiffung der Weinfässer erfolgte seit dem 12. Jahrhundert vom direkt am Rhein gelegenen Hof Reichartshausen und lag weitgehend in der Regie von sachkundigen Konversen.

Außer auf den Grangien waren viele Konversen direkt am Kloster in den Werkstätten tätig und verrichteten ihren Dienst als Schuster, Bäcker, Schneider, Weber oder Kürschner. In Eberbach wohnten auch die auf den umliegenden Klosterhöfen beschäftigten Laienbrüder; sie verließen tagsüber den engeren Klosterbereich und kehrten abends nach getaner Arbeit zurück. Das riesige Laienbrüder-Dormitorium, das zu Anfang des 13. Jahrhunderts fertiggestellt wurde, bot Platz für mindestens 200 Konversen, die damals offenbar auch vorhanden waren. Die Zahl der Laienbrüder



Bensheimer Hof im Ried, ehem. Klosterhof von Eberbach. Wohnhaus aus dem Jahre 1738.

ging in Eberbach erst seit 1230 allmählich zurück, was mit Krisenphänomenen im Umkreis der Konversen zusammenhing, wovon noch die Rede sein wird.

Der Stellenwert der Konversen für den Aufstieg der Zisterzienserklöster kommt auch in etlichen Erzählungen zum Ausdruck, die der bereits erwähnte Caesarius von Heisterbach in seinem Dialogus Miraculorum mitteilt. Caesarius, ein guter Menschenkenner, war sich über die Unterschiedlichkeit der Konversen in Herkunft und Charakter im klaren. „Vielfältig sind die Ursachen“, schreibt er, „die Menschen veranlassen, ins Kloster zu gehen: Göttliche Berufung, der mahnende Zuspruch oder das vorbildhafte Beispiel anderer, Krankheit und wirtschaftliche Not“. Dem fügte er nüchtern hinzu: „Wir haben es oft gesehen und sehen es noch täglich, daß einst reiche und geehrte Leute, wie Ritter und Bürger, durch den Drang der Not zum Orden kommen. Wenn ihre Sache so liegt, dann wollen sie lieber dem reichen Gott dienen und, setzen wir hinzu, die reichen Ordensgüter genießen, als unter ihren Verwandten

und Bekannten die Beschämung ertragen, arm geworden zu sein“. Die Laienbrüder waren nach Aussage des Caesarius fromme und demütige Männer, die Gott in Gebet und Arbeit suchten und dienten. Viele von ihnen gelangten zu tiefer Frömmigkeit und verkörperten die vom Orden immer wieder geforderten Grundtugenden der Einfachheit und Demut. Dieses reichlich idyllische Bild der Konversen wird allerdings durch andersartige Entwicklungsprozesse des 13. Jahrhunderts in Frage gestellt, wie wir sehen werden.

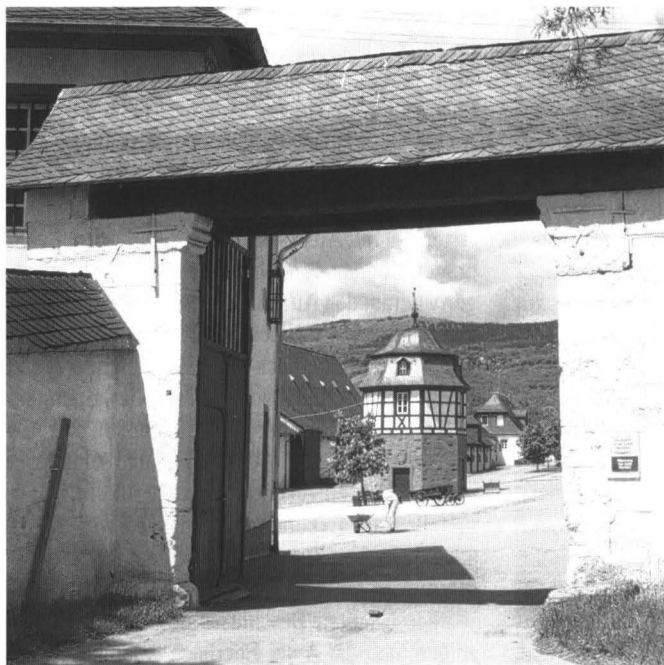
IV.

Das Konverseninstitut, das im 12. Jahrhundert, wie wir feststellen konnten, wesentlich zum wirtschaftlichen Aufstieg der Zisterzienserklöster beigetragen hatte, geriet im 13. Jahrhundert in eine Krise. Wie kam es dazu? Welche Ursachen und Faktoren führten zu dieser Entwicklung? Die Krise läßt sich beispielhaft an einem spektakulären Ereignis verdeutlichen, das 1261 im Kloster Eberbach stattfand, wie uns die Protokolle des Generalkapitels von Cîteaux überliefern: Ein Konverse der Abtei Eberbach hat sich an seinem Abt vergriffen und ihn im Zorn erschlagen. Empört über diesen Totschlag verlangt das Generalkapitel die gnadlose Einkerkung des Delinquenten und einen sofortigen Aufnahmestop für Konversen in Eberbach. Neun Jahre später, 1270, wird diese Untat beim Generalkapitel aller Zisterzienseräbte nochmals erwähnt und auf die Einkerkung des schuldigen Konversen verwiesen. Der Bitte des Eberbacher Abtes um Neuaufnahme von 20 Konversen wird stattgegeben, aber die Aufnahme weiterer Laienbrüder von der Erlaubnis des Generalkapitels abhängig gemacht. Vier Jahr später, 1274, bittet der Eberbacher Abt die in Cîteaux versammelten Äbte erneut um die Rezeption weiterer Konversen; ihm wird daraufhin eine Zahl von zehn Konversen zugestanden, aber nur mit Zustimmung des Vaterabtes. Sechzehn Jahre später, 1290, erhält der zuständige Visitor, der Abt von Clairvaux, erneut den Auftrag, in Eberbacher Konventsangelegenheiten disziplinarisch tätig zu werden.

Diese Kette von Beschlüssen des Generalkapitels zu Eberbacher Konversenquerelen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verdeutlicht die Situation im Laienbrüderwesen: die Konversen sind

zu einem Problem geworden. Die Veränderung hat im Kloster Eberbach offenbar schon in der Zeit um 1200 eingesetzt: Damals fand in Eberbach, wie Caesarius von Heisterbach berichtet, ein erster Konversenaufstand statt, dessen Verlauf aber nur schwer zu erkennen ist. Im Jahre 1238 befaßt sich das Generalkapitel der Zisterzienseräbte dann zum erstenmal mit Ausschreitungen Eberbacher Laienbrüder; der Abt von Clairvaux erhält als zuständiger Vaterabt den Auftrag, gegen diese Exzesse disziplinarisch vorzugehen. Drei Jahre später, 1241, ist es dann in Eberbach bereits zu einem größeren Konversenaufstand und zu einer Gewalttätigkeit gegen den Eberbacher Abt gekommen. Der Gewalttäter, der den Abt verletzt hat, und seine Komplizen sollen eingekerkert werden; alle Mitwisser verfallen der Exkommunikation und werden von allen deutschen Zisterzienserklöstern ausgeschlossen.

Diese harten Beschlüsse des Generalkapitels zeigen, daß die Abtei Eberbach während des 13. Jahrhunderts mit schweren Problemen im Umfeld der Konversen belastet war, die immer wieder beim Treffen der Äbte in Cîteaux behandelt wurden. Welche Ursachen waren für diese Aufstände, Verschwörungen und Gewalttätigkeiten der Eberbacher Konversen maßgeblich? Das Kloster Eberbach verfügte zu Anfang des 13. Jahrhunderts, wie wir gesehen haben, über mehr als 200 Laienbrüder. Diese enorme Konversenzahl brachte schwere Leitungs- und Aufsichtsprobleme mit sich, denen die Eberbacher Klosteroberen offenbar nicht gewachsen waren. Ein Großteil der Laienbrüder weilte ständig außerhalb des Klosters und konnte so der Überwachung der Oberen leicht entgehen. Der zunehmende Reichtum des Klosters Eberbach hat die sozialen Spannungen zwischen Mönchen und Konversen im Laufe des 13. Jahrhunderts offenbar verstärkt; die Arroganz mancher Äbte und Mönche gegenüber der ungebildeten Arbeiterschar der Laienbrüder wird zu einer weiteren Verschärfung der Gegensätze beigetragen haben, zumal viele Konversen durch die intensive Handelstätigkeit Eberbachs enge Kontakte zur Außenwelt unterhielten und welterfahren waren. In den Wirtschaftsformen des Klosters vollzogen sich aber im Laufe der Zeit wichtige Veränderungen, wodurch die Eigenwirtschaft auf den Grangien zurückging



Blick auf den Hof der Domäne NeuhoF, ehemaliger Klosterhof von Eberbach.

und die Verpachtung von Klostergütern zunahm. Durch diese Reduzierung der Eigenwirtschaft verlor ein Teil der Konversen seine bisherige Funktion und mußte anderweitig beschäftigt werden. Der Rückgang der Konversenzahl, der in Eberbach allmählich eintrat, hing also wie in anderen Zisterzienserklöstern mit wirtschaftlichen Veränderungen zusammen und war keineswegs nur eine Folge disziplinarischer Maßnahmen.

Die Eberbacher Probleme mit revoltierenden Konversen werden relativiert, wenn man sie im Rahmen des Gesamtordens betrachtet. Die überwiegende Zahl von Vergehen, die das Generalkapitel im 12. und 13. Jahrhundert behandelte, betrafen Anschuldigungen gegen Konversen. Besonders im 13. Jahrhundert häuften sich die Revolten und Vergehen der Laienbrüder, wie aus den Beschlüssen des Generalkapitels deutlich zu erkennen ist. Die Konversen schüchtern die Mönche bei Abtwahlen ein, nehmen gewaltsam Besitz von Klostergütern, sperren eigenmächtig die Lebensmittellieferung für den Konvent und verüben selbst auf ihre Äbte und Vorgesetzte Mordanschläge. Oft folgt den Aufständen ein umfangrei-

cher Abfall von Laienbrüdern. In manchen Klöstern entsteht im Umfeld dieser Revolten ein Kleidermangel, da rebellierende Brüder vor ihrem Weggang die Kleiderkammer geplündert haben. In den älteren Arbeiten ist diesen Aspekten der Zisterziensergeschichte nur selten die nötige Aufmerksamkeit geschenkt worden, so auch bei Eberbach. Hermann Bär, der letzte Bursar des Klosters, berichtet in seiner Geschichte der Abtei Eberbach detailliert von zahlreichen Ereignissen, erwähnt aber erstaunlicherweise nicht die geschilderten Aufstände und Gewalttätigkeiten der Eberbacher Konversen im 13. Jahrhundert. Von diesen Konflikten erfährt man erst aus dem Quellenbestand des Generalkapitels.

Worin lagen die Ursachen für die zahlreichen Aufstände und Delikte der Konversen gerade im 13. Jahrhundert? Infolge der sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen ging die charakterliche Eignung etlicher Novizen für den Konversenstand rapide zurück. Der wachsende Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung und verbesserte Chancen in Neusiedlungsgebieten führten zu einem merklichen Rückgang an qualifizierten Personen für den Beruf des Laienbruders. Die neuen Klöster der Franziskaner und Dominikaner, die eine wachsende Attraktivität besaßen, hielten manche davon ab, wie früher bei den Zisterziensern einzutreten. Einige Klöster versuchten zwar, sich durch leichtere Aufnahmebedingungen den fehlenden Nachwuchs zu verschaffen, stießen aber auf den Widerstand des Generalkapitels. Einige Äbte reduzierten auch bewußt die Aufnahme von Laienbrüdern, um dadurch Konflikte mit aufbegehrenden Konversen zu vermeiden. Der Wandel der Wirtschaftsführung bei vielen Zisterzienserklöstern im Laufe des 13. Jahrhunderts trug ebenfalls dazu bei, daß die Konversenproblematik neu bedacht werden mußte. Zahlreiche Zisterzienser-



*Schloß Reichartshausen im Rheingau. Ehem. Klosterhof, Ersterwähnung 1162.
Die jetzigen Gebäude wurden 1738/40 errichtet.*

klöster gingen nämlich dazu über, die Eigenwirtschaft zugunsten der Rentenwirtschaft zu reduzieren und Grangien an Bauern zu verpachten. Dadurch verminderte sich der Bedarf an Laienbrüdern und Lohnknechten. Der wachsende Reichtum der Zisterzienserklöster, der vor allem dem Status der Äbte und Chormönche in ihren prachtvollen Kirchen und Klostergebäuden zugute kam, vertiefte zudem den Abstand zwischen Mönchen und Konversen. Disziplinarische Probleme resultierten auch aus schlechter Behandlung und arroganter Bevormundung, denen ein wachsendes Selbstbewußtsein der Konversen gegenüberstand.

V.

Zieht man zum Schluß eine kurze Bilanz zu Stellung und Bedeutung der Konversen im hochmittelalterlichen Zisterzienserorden, so hat sich ergeben, daß die Konversen einen wesentlichen Beitrag zum ökonomischen Erfolg des Ordens geleistet haben. Der wirtschaftliche Aufstieg der Zisterzienserklöster beruhte besonders im 12. Jahrhundert, in der Pionierperiode der Zisterzienser, auf den Arbeitsleistungen der Laienbrüder, die sich engagiert auf Grangien und Stadthöfen, in Werkstätten und Klosterküchen betätigten. Bei der Untersuchung des Zisterzienserklosters Eberbach

ergab sich, daß die Konversen eine wichtige Rolle im wirtschaftlichen Leben dieser Klöster spielten und die ökonomische Basis der Konvente garantierten. Die Expansion des Zisterzienserordens geschah im 12. Jahrhundert in einer Zeit beschleunigten Bevölkerungswachstums, intensiven Landesausbaus und eines allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs, der auch den neuen Klöstern zugute kam. Wachsender Bedarf und steigende Agrarpreise waren günstige Voraussetzungen für den Aufbau großer Agrarbetriebe, die von einem reichen Angebot an Arbeitskräften profitierten. Die Zisterzienser nutzten diese günstige wirtschaftliche Ausgangslage für ihre religiösen Ziele der Erneuerung des benediktinischen Klosterideals; sie setzten der feudalen Rentenwirtschaft der alten Klöster ein neues Arbeitsideal in religiöser Form entgegen. Es gelang den Zisterziensern, Menschen im Interesse ihrer Ziele zu aktivieren, wobei sie vor allem auf die Arbeitskraft der Konversen setzten. Zugleich erreichten sie durch eine sinnvolle Spezialisierung der Arbeitskräfte und durch rationelle Arbeitsteilung eine zusätzliche Leistungssteigerung.

Im 13. Jahrhundert und während des Spätmittelalters konnten sich die Zisterzienserklöster jedoch nicht den Auswirkungen neuer demographi-

scher, ökonomischer und sozialer Faktoren entziehen, was bei vielen Zisterzienserklöstern zu einer Krise des Konversentums führte. Die Reduzierung der Eigenwirtschaft und der stärkere Übergang zum Pachtssystem beraubte einen Teil der Konversen ihrer ursprünglichen Wirkungsbereiche, so daß sich der Bedarf an Laienbrüdern verminderte. Der Reichtum der Klöster und neue Ansprüche verschärften zudem die sozialen Spannungen zwischen Mönchen und Konversen, so daß Revolten und Gewalttätigkeiten hervortraten. Der Beitrag der Laienbrüder zur Klosterwirtschaft der Zisterzienser war daher im späteren Mittelalter stark gemindert und erreichte nicht mehr den Standard der Pionierzeit. Der im 14. Jahrhundert einsetzende Bevölkerungsrückgang ließ dann den Zustrom an Konversen fast versiegen, zumal bereits vorher Städte und Bettelorden sich als Alternativen erwiesen hatten. In den nachfolgenden Jahrhunderten ging das Konversentum noch weiter zurück, so daß schließlich bei der Auflösung der Klöster im Zeitalter der Französischen Revolution in Clairvaux nur noch 10 Konversen, in Himmerod ein einziger und in manchen Klöstern überhaupt keine mehr vorhanden waren. Erst im 20. Jahrhundert gelangte der Laienbrüderstand in einigen Klöstern zu einer neuen Blüte, was vor allem für die amerikanischen Zisterzienserklöster gilt. Dies ist aber eine Spätentwicklung, die hier nicht weiter verfolgt werden kann.

Literatur:

Allgemein zur Geschichte des Zisterzienserordens:

- L. J. Lekai, Geschichte und Wirken der Weißen Mönche. Der Orden der Cistercienser, Köln 1958.
 A. Schneider u. a. (Hg.), Die Zisterzienser. Geschichte – Geist – Kunst, Köln ²1977.
 L. J. Lekai, The Cistercians. Ideals and Reality, Kent 1977.
 Zisterzienser-Studien I-IV, Berlin 1975-79.
 K. Elm u. a. (Hg.), Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit, Bonn 1980.
 K. Elm (Hg.), Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit. Ergänzungsband, Köln 1982.

- D. R. Bauer/G. Fuchs (Hg.), Bernhard von Clairvaux und der Beginn der Moderne, Innsbruck u.a. 1996.
 T. N. Kinder, Die Welt der Zisterzienser, Darmstadt 1997.
 J. Strange (Hg.), Caesarii Heisterbacensis monachi ordinis Cisterciensis dialogus miraculorum, 2 Bde., Köln u. a. 1851.
 J.-M. Canivez (Hg.), Statuta Capitulum Generalium Ordinis Cisterciensis ab anno 1116 ad annum 1786, 8 Bde., Löwen 1933-1941.
 B. Griesser (Hg.), Exordium Magnum Cisterciense, Rom 1961.
 J. de la Croix Bouton/J.B. van Damme (Ed.), Les plus anciens textes de Cîteaux, Acheln 1974.

Zu den Konversen der Zisterzienser:

- E. Hoffmann, Das Konverseninstitut des Cisterzienserordens in seinem Ursprung und seiner Organisation, Freiburg (Schweiz) 1905.
 K. Hallinger, Woher kommen die Laienbrüder? In: Analecta Sacri Ordinis Cisterciensis 12 (1956) S. 1-104.
 W. Rösener, Zur Wirtschaftstätigkeit der Zisterzienser im Hochmittelalter, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 30 (1982) S. 117-148.
 M. Toepfer, Die Konversen der Zisterzienser. Untersuchungen über ihren Beitrag zur mittelalterlichen Blüte des Ordens, Berlin 1983.

Zur Geschichte der Abtei Eberbach:

- H. Bär, Diplomatische Geschichte der Abtei Eberbach im Rheingau, hg. von K. Rossel 1-3, Wiesbaden 1855-1886.
 K. Rossel (Hg.), Urkundenbuch der Abtei Eberbach im Rheingau 1-2, Wiesbaden 1862-65.
 J. Söhn, Geschichte des wirtschaftlichen Lebens der Abtei Eberbach im Rheingau vornehmlich im 15. und 16. Jahrhundert, Wiesbaden 1914.
 G. Schnorrenberger, Wirtschaftsverwaltung des Klosters Eberbach im Rheingau 1423-1631, Wiesbaden 1977.
 Ch. Moßig, Grundbesitz und Güterbewirtschaftung des Klosters Eberbach 1136-1250, Darmstadt u. a. 1978.
 H. Meyer zu Ermgassen (Hg.), Der Oculus Memoriae, ein Güterverzeichnis von 1211 aus Kloster Eberbach im Rheingau 1-3, Wiesbaden 1981-1984.
 H. Meyer zu Ermgassen, Untersuchungen zur Abtserie von Kloster Eberbach im Rheingau, in: Nassauische Annalen 85 (1974) S. 43-70.
 K. Elm, Kloster Eberbach, ein Spiegel zisterziensischer Ordenslebens, Eltville 1986.
 W. Einsingbach, Kloster Eberbach, München ³1996.

Bildnachweis:

Aufnahmen: Paul Claus

Gedächtnishalle für die Gefallenen, Ehrenfriedhof und Vorplatz in Geisenheim 1925 - 1999

In „Kriegerdenkmäler in Geisenheim“ (Rheingau-Echo vom 10.11.1994) hat Frau Elisabeth Will-Kihm an Totenandenken als Zeitzeugnisse (1) erinnert. Auf Einzelheiten zum Kriegerdenkmal am Rheingauer Dom, das nach dem Krieg von 1870/71 errichtet wurde, soll hier nicht näher eingegangen werden. Nach dem Ersten Weltkrieg von 1914–1918 regte sich überall in den deutschen Landen das Bedürfnis, die Gefallenen des Krieges mit einer Gedenkstätte zu ehren, die zugleich auch ein Mahnmal für künftige Generationen sein sollte.

In „Nassauische Heimat“ vom 1. November 1927 (2) heißt es in einem Aufsatz über „Kriegergedenkstätten im Rheingau“. – *Die Verbindung von Gartenkunst und Architektur hat die Stadt Geisenheim gewählt, um ihren Gefallenen eine würdige Gedächtnisstätte zu bereiten. Der Platz, auf dem dieses Ehrenmal sich erhebt, ist dem städtischen Friedhof vorgelagert. Schon vor zwei Jahren (1925) wurde dort von Gartenbauoberlehrer Arthur Glogau (3) die gärtnerische Anlage geschaffen, in der man nun nach den Plänen des Architekten Georg Hartmann einen größeren Gedächtnistempel errichtet hat. Zwei von dem Frankfurter Bildhauer Hub geschaffene Bronzetafeln nennen die Namen der 127 Gefallenen. Nach seiner Vollendung wird dieses Denkmal eine der großartigsten und wohl auch schönsten Kriegergedenkstätten unserer Heimat sein.*

Aus einem Schreiben von Arthur Glogau an den Magistrat (Stadtarchiv) läßt sich ersehen, daß Glogau den antiken Tempel als Vorhalle für den Innenraum, der die Gedenktafeln aufnehmen

sollte, geplant hatte. Die schöne, durchbrochene Tür im Hintergrund sollte den Blick auf den Friedhof öffnen.

In die Gesamtplanung wurde auch der „Vorplatz“ vor der Grünanlage einbezogen. Dieser Platz sollte den Blick, durch keine Hindernisse eingeengt, auf die Gedächtnishalle ermöglichen. Nur so ist das Schreiben des Magistrates vom 05.10.1925 an den Vorstand der Kath. Pfarngemeinde zu erklären und zu verstehen. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut: *„Um die Wirkung des Krieger-Ehrenfriedhofes für den Blick aus der unteren Hospitalstraße zu erhöhen, ist hier die Entfernung der auf dem davor liegenden freien Platz wachsenden Linde und die Ablegung des Standbildes der „Vier Evangelisten“ angeregt worden. Es würde das auch einem lang gehegten Wunsche der Feuerwehr entsprechen, von welcher Baum und Standbild insbesondere bei eiligem Ausrücken schon von jeher als verkehrstörend empfunden wurden.*

Sie werden um baldige Stellungnahme, sowie um einen Vorschlag eines Platzes und der Form, an welchem bzw., in welcher das Standbild anderweitig zur Aufstellung gelangen soll, ergebnst gebeten.“

Die Antwort des Kirchenvorstandes läßt nicht lange auf sich warten; sie ist vom 23.10.1925 datiert: *„Der katholische Kirchenvorstand hat sich in seiner Sitzung am vergangenen Sonntag einstimmig gegen den Plan einer Entfernung des Evangelistenhäuschens vor der Kriegergedächtnisanlage ausgesprochen.“*

i.A. A. Keller, Kirchenrechner.



Abb. 1: Vorplatz mit Heiligenhäuschen und Linde sowie Blick über die Freitreppe auf die Gedächtnishalle. Aufn. vermutl. Anfang der 30er Jahre.



Abb. Nr. 2: Bildstock der vier Evangelisten am neuen Standort mit den Mosaiken von Theobald Stuhlträger. Rechts der Treppenaufgang zum Ehrenfriedhof von 1966.



Abb. 3: Der Ehrenfriedhof im Blumenschmuck von 1999

Die Stadt teilte mit: „*Kenntnis genommen, die Entfernung soll nicht vorgenommen werden*“ (4).

Architekt Georg Hartmann, auf den in Geisenheim eine Reihe namhafter Gebäude zurückgeht, erhielt 1927 den Auftrag, die Gedächtnishalle zu bauen. Er bediente sich dabei mehrerer Geisenheimer Unternehmer, so Schädel, Gutmann, Oswald und Kuhlmann (1). Der Kostenaufwand für die ganze Anlage betrug rund 25.000 M. Mit einer großen Totenfeier wurde am 27.11.1927 das Ehrenmahl eingeweiht. Die Weiherede hielt Bürgermeister Franz Stahl. Es folgten Landrat Dr. Mühlens, Rüdesheim, Dir. Prof. Dr. Franz Muth, Lehr- und Forschungsanstalt Geisenheim, Studiendirektor Brockmann vom Staatl. Realgymnasium und Vertreter der Vereine sowie die Geistlichen beider Konfessionen, Pfarrer Stähler und Pfarrer Thiel. Die erhebende Feier beendete die Musikkapelle der Freiwilligen Feuerwehr mit dem Lied „Ich hatt’ einen Kameraden“.

Nach dem zweiten Weltkrieg war nicht nur an die vielen Geisenheimer Soldaten, die gefallen sind, sondern auch an die zivilen Opfer, die durch Bomben, welche auf die Stadt fielen, ihr Leben verloren haben, sowie an die im Geisenheimer Lazarett verstorbenen Soldaten, zu erinnern. Alle in Geisenheim verstorbenen Opfer der Kriegshandlungen fanden ihre letzte Ruhestätte auf dem städtischen Friedhof. Die zerstreute Lage dieser 37 Gräber machte auf die Dauer eine Betreuung schwierig.

Der Vorplatz des Ehrenfriedhofs war nach Heinrich Sack (5) bis in die Nachkriegsjahre unverändert geblieben. Noch 1947 stand der Bildstock mit den vier Evangelisten unter der großen Linde. 1948 jedoch wurde die Linde samt Bildstock entfernt. Bürgermeister war bis zum 30. Juni 1948 Dr. Lorenz Werthmann, ab 9. Juli 1948 Konrad Braden. 1949 wurde das Gerüst für einen neuen Bildstock im Westen an der Mauer der Grünanlage für die Aufnahme der Bilder von den vier Evangelisten aufgemauert. Gegenüber dem alten gediegenen Bildstock aus Sandsteinen war das eine einfache Lösung. Nicht nachvollziehen läßt sich heute, weshalb die Stadt sich nicht verpflichtet fühlte, den alten Zustand durch geeignete Reliefs der vier Evangelisten wieder herzustellen. Erst 1956 übernahm es Theobald Stuhlträger,

führender Mitarbeiter im Institut für Gartenarchitektur und Landschaftspflege der Lehr- und Forschungsanstalt, die jetzigen Mosaikbilder auf eigene Kosten zu schaffen und einzusetzen.

In den 60er Jahren, als in vielen Gemeinden Ehrenfriedhöfe für die Gefallenen des letzten Krieges angelegt wurden, entstand der Plan, die zerstreut liegenden 37 Gräber auf dem städtischen Friedhof auf die Grünfläche von der Gedächtnishalle umzubetten. Nähere Einzelheiten enthält eine Zeichnung, die im Lindenblatt Nr. 33, 18.08.1966 (6), veröffentlicht wurde. Dieser Plan wurde 1966 unter Bürgermeister Konrad Braden mit Hilfe des Bundes und des Landes umgesetzt. Nach der Umbettung sah das Gräberfeld 18 kleine Sandsteinkreuze, in der Regel zwei zusammen, vor. Von einem Thymian-Teppich erhoffte man sich eine leichtere Pflege und damit weniger Unterhaltskosten. Aufwendig waren die Sandsteinarbeiten, die auch die Beseitigung der Freitreppe einschlossen. Der Vorzug wurde nun einer quer vor dem Ehrenfriedhof liegenden Sandsteintreppe gegeben. Zur Neuausstattung gehörten auch drei eiserne Kreuze vor der Gedächtnishalle. Die Kosten für die Umgestaltung wurden auf 140.000 DM veranschlagt. Von Bund und Land gab es eine Zusage über 85 %, den Rest sollten der Rheingaukreis und die Stadt tragen.

Inzwischen sind über 30 Jahre vergangen. Der Thymian-Teppich hat leider die Erwartungen auf dem kargen, trockenen Boden nicht erfüllen können. Zum Rosenschmuck kommen heute in den Sommermonaten Geranien, in den Herbst- und Wintermonaten Eriken. Seit einigen Jahren erfolgt die Pflege ehrenamtlich vorbildlich durch die Familie Günter Fuchs, Geisenheim. Zur Zeit laufen Bemühungen, die gefährdete Gedächtnishalle zu restaurieren und zu sichern. Die Ursache sind die Risse, die in zwei tragenden Steinen sichtbar geworden sind.

Der Platz vor dem Ehrenfriedhof mit der Wegegabelung zum Stegbach ermöglichte bis zum Abzug der Feuerwehr in ihr neues Heim im September 1994 (7) einen freien Blick auf den Ehrenfriedhof. Seit dieser Zeit wird er gewerblich genutzt. Nach Bürgermeister M. Federhen sei sich der Magistrat einig gewesen, daß man diese öffentliche Verkehrsfläche an den neuen Eigentü-



Abb. 4: Vorplatz des Ehrenfriedhofs mit gewerblicher Nutzung, Aufn. 1999.

mer, auch zur Unterstützung seiner gewerblichen Tätigkeit, verkaufen sollte (8). Während der Magistrat im Jahre 1925 das Vorfeld als integrierten Bestandteil der Friedhofsanlage betrachtete, kommen diese Überlegungen beim Magistrat 1994 überhaupt nicht zum Tragen. Stein des Anstoßes ist nicht nur die gewerbliche Nutzung auf der eingegrenzten Fläche, sondern darüber hinaus auch das Dauerparken eines großen Wagens außerhalb der eingegrenzten Fläche zu Werbezwecken. Die Sicht auf den Ehrenfriedhof aus der Hospitalstraße wird dadurch weitgehend eingeschränkt. Für ein Gemeinwesen schaffen Plätze, nach Möglichkeit mit einem Brunnen versehen, auf denen nicht geparkt werden kann, Atmosphäre, sie machen eine Stadt liebenswert. Das Öffnen der Wohngebiete für die gewerbliche Nutzung macht solche Forderungen zunichte. Es ist zu hoffen, daß solche Entscheidungen keinen dauernden Bestand haben.

Quellennachweis:

- 1) Will-Kihm, Elisabeth: Kriegerdenkmale in Geisenheim – Totenandenken und Zeitzeugnisse. Rheingau-Echo Nr. 45, 10.11.1994.
- 2) Nassauische Heimat 1. Nov. 1927, S. 1+2.
- 3) Däumel, Gerhard: Gartenarchitektur und Landschaftspflege. In: Geisenheim 1872-1972, 100 Jahre Forschung und Lehre für Wein-, Obst- und Gartenbau, 1972.
- 4) Schreiben des Geisenheimer Magistrats an den Kirchenvorstand vom 05.10.1925, Archiv kath. Pfarramt Geisenheim.
- 5) Claus, Paul und Sack, Heinrich: Bildstöcke und Kulturdenkmäler der Stadt Geisenheim... 1975.
- 6) Bepflanzungsplan für den neuen Ehrenfriedhof: Geisenheimer Lindenblatt, Nr. 32, 12.08.1966.
- 7) Geisenheimer Wehr übernahm das neue Feuerwehrhaus: Rheingau-Echo, Nr. 40, 06.10.1994.
- 8) Grundstücksverkauf verschoben: Rheingau-Echo, Nr. 38, 22.09.1994.

Bildnachweis:

- Nr. 1 Landesamt für Denkmalpflege, Wiesbaden.
 Nr. 2 - 4 Aufnahmen des Verfassers.

Als der Wein noch vom Arzt verschrieben wurde

Von den Freuden einer Wiederentdeckung

Als der vierundzwanzigjährige Quedlinburger Kaufmannssohn Daniel Dieter Jacobi am 29. März 1740 das Vorwort zu seiner Dissertation abgeschlossen hatte und das Manuskript zum Wittenberger Drucker Eichsfelder brachte, hatte er sein Arztpatent so gut wie in der Tasche. Die mit ihren 72 Seiten für die Zeit ungewöhnlich umfangreiche Arbeit trug den Titel: „De venenata vini alimenti ac medicamenti optimi virtute“, was ohne die geringste schwärmerische Übertreibung einfach so zu übersetzen ist: „Über die Zauberkraft des Weines, des besten Medikamentes und Nahrungsmittels“.



Daß sein Doktorvater, Professor Christian Gottfried Stentzel, der neben dem Lehrstuhl für Chirurgie und Pathologie auch das ehrenvolle Amt eines Prorektors an der Wittenberger Universität inne hatte, die Arbeit des jungen Mannes mit Freuden annahm, ist nicht weiter verwunderlich. Der Wein als Medikament – und unter den deutschen Weinen vor allem der Rheinwein – genoß unter den Ärzten des 18. Jahrhunderts – und unter ihnen wiederum vor allem bei jenen in Sachsen, Anhalt und Brandenburg – höchstes Ansehen. Dabei standen die wirklichen Höhepunkte der „Oinotherapie“ erst noch bevor. Die medizinische Lehre des schottischen Arztes John Brown (1735-1788), der den Wein zu einem der zentralen Therapiemittel seiner „Reizlehre“ machte, kam erst ein paar Jahrzehnte später nach Europa, wo sie aber gerade unter der deutschen Ärzteschaft breiteste Zustimmung fand. Einer von Browns Anhängern, der Hallenser Professor Horn (1774-1848), kam in seinem 1803 erschienenen „Handbuch der praktischen Arzneimittellehre“ gar zu dem Schluß, daß der Wein das „wirksamste Arzneimittel überhaupt“ sei. Wenige Jahre später (1818) veröffentlichte Eduard Leopold Löbenstein-Löbel seine ausführliche Darstellung unter dem Titel „Die Anwendung der Weine in lebensgefährlichen Krankheiten“. Eine weitere Aufzählung vergleichbarer medizinischer Arbeiten wäre problemlos möglich.

Dissertation des Daniel Dieter Jacobi von 1740

Auch mancher Theologe hielt sich bei diesem Thema nicht zurück, auch wenn dabei neben die medizinischen Argumente solche des Heimatstolzes traten, wie etwa bei dem aus Frauenstein stammenden Pater Odo Staab OSB:¹

„Unter den mannigfaltigsten Gattungen unserer weißen und rothen deutschen Weine behauptet der Rheinwein einen vorzüglichen Rang. Er ist geistig, schmackhaft, sehr haltbar und gesund. Man sagt, daß, weil er dünner, nicht süß, als die spanischen, portugiesischen, französischen und italienischen Weine, dabey doch feurig sey, er das gewöhnlichste Arzneimittel der Aerzte in besondern Krankheiten sey.

Man verarge mir, als einem Unerfahrenen hierinnen, diese angeblichen Wirkungen und Lobeserhebungen des Rheinweins nicht; denn ich schreibe das als ein gebohrner Rheingauer aus dem Orte Frauenstein, der dann besondere Vaterlandsliebe in seinen Adern fühlt, wenn er gerade eine Bouteille Fulder oder Johannesberger Wein getrunken hat.

In den Fürstentümern Oranien=Nassau=Fulda, und Nassau=Usingen, werden die berühmtesten und köstlichsten Weine gebaut, unter denen der Fuldaer oder Johannesberger, und der Nassau=Usinger Rüdeshheimer die herrlichsten sind.“

Läßt man den auch heutigen Tages noch immer ein wenig irritierten Blick, den mancher bei diesem Thema bekommt, unbeachtet, könnte man sagen: Weintherapie war eine Alltäglichkeit und wurde so lange nicht wirklich bestritten, bis in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Louis Pasteur (1822-1895), ausgerechnet ein passionierter Weinliebhaber, dem mythischen alten Medikament mit der Lüftung des Geheimnisses der alkoholischen Gärung den Garaus machte. Der Alkoholismus als Begleiterscheinung der von der frühindustriellen Epoche erzeugten Verarmung ganzer Volksschichten begünstigte eine Bewegung, die sich bereitwillig der neuen wissenschaftlichen Erkenntnis bediente und sie zum Kampfmittel – nein, nicht direkt gegen den Wein – sondern gegen alkoholhaltige Getränke überhaupt machte. Der Verbannung des Weines aus der „Apotheke“, womit ehemals in der römischen Villa eine Abstellkammer im oberen

Geschoß bezeichnet wurde, in der Nähe des Kaminabzugs gelegen, in der die Gefäße mit dem jungen aber erstmals abgestochenen Wein verwahrt wurden (erst in den mittelalterlichen Klöstern wird sie zum Magazin für Heilkräuter und Kräuterweine), der pharmazeutischen Verbannung des Weines also, folgte zunächst der Weingeist, der gewissermaßen an seine Stelle trat, bis schließlich der „reine medizinische Alkohol“ in Arztpraxen und Apotheken überall Einzug hielt und damit dem alten aus der Rebe gewonnenen Medikament vollends den Todesstoß versetzte.

Doch lauschen wir noch für einen Augenblick dem jungen Quedlinburger Kaufmannssohn Daniel Dieter Jacobi, der sich schon auf den ersten Seiten seiner Dissertation und gleich über viele Seiten hinweg zuvörderst mit den medizinischen Wunderwirkungen des Rheinweines befaßt. Der wissenschaftliche Text, der sich keineswegs nur auf antike, sondern auf eine beeindruckende Zahl zeitgenössischer medizinischer Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts stützen kann, beginnt mit einer Eloge, die nicht nur Einblick in das Arsenal des damaligen pharmazeutischen Angebotes gewährt, sondern zugleich den Weinliebhaber von heute unweigerlich vor die Frage stellt, ob er vielleicht doch ernsthafter nach jener in Literatur und Filmen häufig beschriebenen Zeitmaschine suchen sollte, die ihn wenn schon nicht für immer so doch für die überschaubare Zeit eines Kuraufenthaltes in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückversetzen könnte.

Jacobi eröffnet seine Arbeit mit folgenden Worten:

„Mögen die einen ihre Lebenselixiere loben, andere ihre Tinkturen, die mineralisch oder sonnen durchflutet heißen, andere mögen in Reden und auf Tafeln ihre Pillen anpreisen, andere ihre Pülverchen und Kräuter rühmen, andere ihre Goldtränke, in denen (das Gold) in einzigartiger Kunst gelöst ist. Andere mögen ihre kostbaren Medikamente, die noch wertvoller als Gold seien, verkaufen. Andere mögen ihre Heilmittel feiern, die aus Antimon zubereitet sind, und die Hilfe hoch schätzen, die das Opium bietet. Andere preisen Schutzmittel gegen jegliche Krankheit, die vom lebendigen Silber zu erhalten sind. Für andere sind am

empfehlenswertesten die Hilfen, die vom Vitriol oder dem Salpeter ausgehen. Der Wein aber ent-reißt all diesen die Palme. Der Wein verdient vor all diesen Dingen gewiß ewigen Ruhm. Laßt uns also den Wein loben, und zwar so, daß wir seine reinen Kräfte – dem schädigenden Mißbrauch ge-gegenübergestellt – auf das nützlichste und präzise aufzeigen und kennenlernen.“

„Triumph der Wissenschaft über die Politik“

Nun, wir wissen wie die Sache ausging. Siehe oben. Aber: Zur Freude der Winzer ist der Wein – nunmehr auch der Weißwein – als lebensverlängerndes Medikament und als ideales Mittel zur Herzprävention längst wieder in aller Munde. Nicht zuletzt seit die ansonsten eher prohibitions-bereiten amerikanischen Gesundheitsbehörden im Januar 1996 den moderaten täglichen Weingenuß ins eherne Tafelwerk ihrer Gesundheitsrichtlinien eingemeißelt haben. Die *New York Times* sah sich übrigens veranlaßt, diesen Schritt gar als „Triumph der Wissenschaft und Vernunft über die Politik“ zu kommentieren. Gleichzeitig zieht der streitbare deutsche Ernährungswissenschaftler Nikolaus Worm² die Quintessenz aus den Forschungen der letzten Jahre. Für ihn ist „der Verzicht auf Wein ein Risikofaktor für unsere Gesundheit“.

Der Weinliebhaber jedenfalls sieht gelassen, daß die von Medizinern und Pharmakologen gefeierte neue und vielfach gesicherte Erkenntnis, im Grunde eine erfreuliche Wiederentdeckung alten Wissens ist³. Ganz ähnlich ergeht es übrigens auch anderen ehemals volkstümlichen Heilmitteln, die – so könnte man im Rückblick auf das gerade ver-rauschte 20. Jahrhundert sagen – nur kurzfristig aus der Mode kamen. Gegenwärtig ist man dabei, die Heilkraft des Weihrauchs wieder zu entdecken und aus einer Art der altmodischen *Artemisia*, dem fast zum Unkraut abgestiegenen Beifuß, entwickelt man ein wirksames Malariamittel, das im Gegensatz zu den bisherigen Präparaten dem Erreger keine Resistenzbildung mehr erlaubt. Neu ist auch dieses Mittel nicht. In der chinesischen Medizin wird es seit Generationen angewendet. Eine Wiedergutmachung, die auch

der alten Heilpflanze Johanniskraut (*Hypericum perforatum*) erst vor ein paar Jahren widerfuhr, als man nach überraschenden Heilerfolgen mit standardisierten Extrakten darüber staunte, daß sie im Gegensatz zu den synthetisch hergestellten trizyk-lidischen Antidepressiva den Patienten auch eine praktisch nebenwirkungsfreie Erleichterung verschaffen. Aus eigener Erfahrung kann der Autor anfügen, daß er bei ärztlich diagnostiziertem Haut-ekzem die erfolgreiche Behandlung mit „Rebrä-
nen“ beobachten konnte, wo das übliche Mittel der Wahl, Cortison, vergeblich eingesetzt worden war. Eine Therapie mit dem „Wasser, so (im Frühjahr) auß den Reben (an den Schnittstellen) tropff“, wie Leonhart Fuchs in seinem „New Kreüterbuch“ von 1543 schreibt, war schon in der antiken Medizin bekannt.

Wohl also dem Patienten, dessen Hausarzt Neues zu lernen bereit ist, ohne zugleich altes Wis-sen zu vergessen? Unter dem ökonomischen Druck der Krankenkassen werden künftig die So-

Von Râbenwasser.

SW Merck steuße ein Wasser auß den geschnittenen Râben/so Râbenwasser genennet wird/Lateinisch Aqua vitis, und Lachryma vitis.

Diß Wasser getruncken/ soll grosse Krafft haben den Stein zu brechen und außzutreiben. Diß Râben-
wasser wird von vielen Leuthen gesammlet und auß-
gehaben / wider die Gebrechen des Gesichts / dann
man sagt/ daß es das dunckle Gesicht bessere/ und ver-
treibe die anfangende Blâmlein / außserlich in die Au-
gen getropffet. Stein.
Dunckel Se-
sicht.

Wer groß Zahnwehe hat / der wâsche die Zähn mit
diesem Wasser/so lindert es die Schmergen derselbigen. Zahnwehe.

Das Râbenwasser hat auch ein Art zu säubern und
zu reinigen / dann es heilet und vertreibt die Flechten/
die Zittermal/ und den Brind/ doch soll man den Ort
zuvor mit Salpeter reiben/ und darnach das Wasser
anstreichen. Flechten.
Brind.

Beispiele für die Anwendung der „Rebränen“.

oben: Tabernaemontanus, 1731

unten: Fuchs, 1543 und Dioscurides-Ausgabe 1610

Das wasser so auß den Reben tropff/ mit wein ingemomen
treibt den stein. So mans anstreicht/ heylet es flechten/ tauden/ vnd alleley
grind/ doch sol man den ort vorhin mit Salpeter reiben.

Leonhart Fuchs, New Kreüterbuch, Basel 1543

Derselbige Safft angestrichen / heilet die flechten/den Brind
vnd Râude : Man muß aber die beschädigte Ort zuvor wol mit Nitze reiben. Derselbige
Safft mit öl vermischet / ist ein gute Arzney damit man das Haar aufffallen machet / die
stârte / da das Haar / welches man auß haben wil / auß ist / offti darmit geschmirt. Dassel-
bige thut auch der wâsserige Safft / welcher auß den angezündten Weinreben Zwicklin her-
auß schwißt. Vertreibt auch die kleine Wargen / die man Gyrreisch Mirmecias nennet.

Pedacii Dioscurodes, Kräüterbuch. Ausgabe Frankfurt 1610

Die Ortskranken-Kasse HEIDELBERG

Herrn Fr. Durand
Hofapotheker

Schwetzingen.

Die Abgabe von Weiß- und Rothwein
an unsere erkrankten Kassenmitglieder
betr.

Herrn Rückfrage mit unserer Gewehr Liefenungsfahr haben
wir hier verflochten an unsere erkrankten Kassenmitglieder
auf möglichste Berücksichtigung. Der Rothwein vorabfolgen
zu lassen und zu unserer Befürs für zwei Abgabestellen vor-
zuziehen, welche gegen Abgabe eines Klammerting Paul Durand
wegen der Berücksichtigung Paul Weinand gegen ein Entgelt
von 10 ch pro Flasche besorgen.

Wir gedenken an Postigen Klammerting ebenfalls zwei Abgab-
stellen zu errichten und erlauben uns daher bei Ihnen anzufragen, ob Sie geneigt
wären, die Weinabgabe zu obigem Vergütungsatz zu übernehmen. Der Wein würde
Ihnen von der Firma Ueberle und Ritz-
haupt dahier franko geliefert; der Preis
desselben stellt sich pro Flasche ohne
Glas:

Für Rothwein "San Michele" auf 65 ch.
Für Weißwein "Markgräfler Kastelber-
ger" 86 2/10 ch. Die Abgabe hätte gegen
ärztliche Überweisung zu geschehen, wel-
che dann in geeigneten Zeitabschnitten an
obige Firma behufs Abrechnung einzusen-
den wären. Der Empfänger des Weines hat
für die Flasche den Betrag von 10 ch. zu
deponieren, welcher bei Rückgabe dersel-
ben wieder ausgefolgt wird.

Wir sehen einer gefl. Antwort baldigst
entgegen.

Heidelberg, den 21. Mai 1892
Der Vorstand.

Wir setzen einer gefl. Antwort baldigst entgegen.

Heidelberg, den 21. Mai 1892.

Der Vorstand.
H. H.

H. H.

Schreiben der Ortskranken-
kasse an den
Schwetzingen Hofapotheker Fr. Durand
vom 21. Mai 1892, Die Abgabe von Weiß-
und Rothwein an unsere erkrankten Kas-
senmitglieder betr.

Nach Rücksprache mit unseren Herren
Kassenärzten haben wir uns entschlossen
an unsere erkrankten Kassenmitglieder
nach ärztlicher Verordnung Weiß- oder
Rothwein verabfolgen zu lassen und zu
diesem Behufe hier zwei Abgabestellen er-
richtet, welche gegen Abgabe einer Über-
weisung des Kassenarztes die Verabrei-
chung des Weines gegen ein Entgelt von
10 ch pro Flasche besorgen. Wir gedenken
an dortigem Platze ebenfalls eine Abgabe-
stelle zu errichten und erlauben uns daher
bei Ihnen anzufragen, ob Sie geneigt
wären, die Weinabgabe zu obigem Vergü-
tungsatz zu übernehmen. Der Wein würde
Ihnen von der Firma Ueberle und Ritz-
haupt dahier franko geliefert; der Preis
desselben stellt sich pro Flasche ohne
Glas:

Für Rothwein "San Michele" auf 65 ch.
Für Weißwein "Markgräfler Kastelber-
ger" 86 2/10 ch. Die Abgabe hätte gegen
ärztliche Überweisung zu geschehen, wel-
che dann in geeigneten Zeitabschnitten an
obige Firma behufs Abrechnung einzusen-
den wären. Der Empfänger des Weines hat
für die Flasche den Betrag von 10 ch. zu
deponieren, welcher bei Rückgabe dersel-
ben wieder ausgefolgt wird.

Wir sehen einer gefl. Antwort baldigst
entgegen.

Heidelberg, den 21. Mai 1892
Der Vorstand.

zialpolitiker jene Ärzte preisen, denen es gelingt,
Patienten nicht für das teuerste, sondern für das
wirksamste Mittel zu gewinnen, selbst wenn es aus
Großmutter's Hausschatz stammen sollte. Ob wir
dabei freilich auf eine Wiedergeburt der Weinthera-
pie hoffen dürfen, ist eine andere Sache. Immer-
hin. Noch mit Schreiben vom 21. Mai 1892
wandte sich die Ortskranken-
kasse Heidelberg an

den Schwetzingen Hofapotheker Fr. Durand mit
der Anfrage, doch bitte für die „Abgabe von Weiß-
und Rothwein an unsere erkrankten Kassenmit-
glieder“ ein entsprechendes Depot anzulegen.⁴
Zwischen uns und der ärztlich verordneten Flasche
liegt also nicht mehr als das vergangene Jahrhun-
dert, das sich ja auch sonst als besonders barba-
risch ausgezeichnet hat.

Drum preist mir die klugen Hausärzte....

Manch kluger Hausarzt, der seine wissenschaftlichen Kenntnisse zusammen mit solchen über die therapeutischen Wirkungen ausgesuchter Weine auf dem neuesten Stand hielt, könnte bei manchem seiner Patienten ohne Zweifel auf einen sicheren Ehrenplatz rechnen. Es muß ja nicht gleich die Ehre eines Domaltars sein, wie sie einem der letzten deutschen Weintherapeuten zuteil wurde. Freilich muß man sogleich auch hinzufügen, daß die weinmedizinischen Behandlungsmethoden nicht den direkten Anlaß dazu gaben. Ferdinand von Heuss (1848 -1924) heißt er, war Winzer und Arzt und betrieb in der Weinbaugemeinde Bodenheim bei Mainz ein florierendes Weingut. Lange Zeit hochgeschätzter Militärarzt in Bayerischen Diensten und kenntnisreicher Verfechter der Weinmedizin, widmete er sich Anfang des 20. Jahrhunderts besonders leidenschaftlich einer natürlichen und möglichst unverfälschten Weinherstellung. Wie für viele Ärzte seiner Zeit war ihm der Wein ein unverzichtbares Mittel zur Therapie zahlreicher Krankheiten und zur allgemeinen Prophylaxe.

Über einen seiner spektakulärsten Fälle berichtet er selbst in einer Veröffentlichung aus dem Jahre 1906⁵. Eine Bodenheimer Winzergattin, die so stark an einer „septischen Gebärmutterentzündung“ erkrankt war, daß seine ärztlichen Kollegen sie schon aufgegeben hatten, behandelte er über sechs Wochen hinweg mit 120 Flaschen seiner Bodenheimer Weine. Jedesmal wenn die Patientin erwachte, so lautete seine Anweisung, solle man ihr Wein einflößen. Zum Einsatz kamen Weine aus den Jahrgängen 1868, 1875, 1895 und 1897. Trotz aller Zweifel seiner Kollegen stellte sich der Erfolg bald ein. Die Frau genas und überlebte nicht nur, sondern lebte fortan, ohne auch nur den geringsten Schaden aus Krankheit und Therapie davongetragen zu haben.

Sich selbst bezeichnete Heuss als lebenden Beweis für das erfolgreiche Therapiekonzept mit Wein. Als ihn 1884 ein schwerer Typhus niedergeworfen hatte, besiegte er die lebensgefährlich Infektion mit 80 Flaschen aus seinem Keller. Es war der 1868er. Und damals hatte Heuss noch weitere gesegnete vierzig Lebensjahre vor sich.

Nach Kräften förderte der Arzt und Weinkenner das Genossenschaftswesen, um gerade die



Ferdinand von Heuss (1848-1924), Arzt und Winzer

kleinen Winzer aus der Abhängigkeit von spekulativen Weinaufkäufern zu befreien, von denen nach seiner Kenntnis nur wenige ihren Kunden wirklich „reinen Wein“ einschenkten. Gemeinsam mit hochkarätigen ärztlichen Autoritäten von den Universitäten Würzburg, Heidelberg, Erlangen, München und Gießen kämpfte er für „puristische“ und ungezuckerte Naturweine, die vor allem von Rheingauer Winzern gerade „wiederentdeckt“ worden waren. Als im Jahre 1906 die vierte Novelle zum Reichsweingesetz anstand, die den Winzern und Weinaufkäufern auch weiterhin Naßzuckerung und Aufspritung der Weine (bis auf 17%) erlaubte, scheute Heuss auch nicht die öffentliche Polemik. Er verfaßte Artikel und reiste zu Winzerversammlungen, um seine Kollegen immer wieder mit flammenden Plädoyers für seine Devise zu gewinnen: „Weinvorsorge ist Medizinvorsorge“.

Als Ferdinand von Heuss 1924 starb, wurde er in der Gruft der Mainzer Familie Kraetzer auf dem alten Friedhof an der Universität beigesetzt. Daß die Stadtverwaltung noch heute sein Grab sorgsam

pfllegt, geschieht freilich weniger aus Dankbarkeit für das weinfreundliche Therapiekonzept des Arztes, sondern ist der Tatsache zu verdanken, daß seine Mutter einer alteingesessenen Mainzer Familie entstammte, aus der auch einer der bekanntesten Bürgermeister der Stadt hervorgegangen ist.

Und dennoch haben die Mainzer auch heute noch Gelegenheit, einem der letzten deutschen Weintherapeuten die Ehre zu erweisen, lebt er doch mitten unter ihnen fort auf einem Konterfei, das sich in ihrem altherwürdigen Dom befindet. Auf dem Altarbild der Laurentiuskapelle, der zweiten Kapelle in der Südwand der Kathedrale, ist unterhalb einer Christusdarstellung in blaugrüner und roter Gewandung ein predellaartiges Feld angebracht, in dem nach Art alter Stifterbilder eine Familie dargestellt ist. Der zartfarbige Bildstreifen zeigt im rechten Teil den Knaben Ferdinand von Heuss mit fromm gefalteten Händen, umgeben von seinen fünf Schwestern und dem Vater. Im mittleren Bildfeld ist die Mutter der Kinder zu sehen, die von einem Engel davongetragen wird. Beide Gemälde stammen aus dem Atelier des Vaters unseres Weintherapeuten, dem damals recht bekannten Porträtisten und Zeichner Eduard von Heuss (1808-1880), der seinerseits ebenfalls eine ärztliche Ausbildung genossen hatte. Im Jahre 1853 entstanden, erinnert das Bild an den Tod seiner Ehefrau, die im gleichen Jahr im Kindbett gestorben war.

Andere Weintherapeuten dieser Zeit, wie etwa der Arzt und Winzer Stephan Oellers (1832-1908), der in Assmanshausen praktizierte, haben keine

solche Spuren hinterlassen. Oellers verordnete sehr erfolgreich vor allem die heimischen Rheingauer Weine und keineswegs nur solche aus seinem eigenen gutgehenden Weingut. Doch ehe er die Weine der Winzerkollegen in sein medizinisches Repertoire aufnahm, prüfte er sie – wie der Bodenheimer Ferdinand von Heuss – zuerst auf Herz und Nieren und am eigenen Leibe. Manche der Lagen, die Oellers zur gezielten Behandlung einsetzte, sind mittlerweile in benachbarten Lagenamen aufgegangen, andere existieren noch immer und sind bei vertrauenswürdigen Winzern – freilich noch nicht in den Apotheken – zu haben. Den „Assmanshäuser Höllenberg“ beispielsweise verordnete Oellers bei Magenleiden, den „Schloßberg“ bei Erkältung, den „Kiedricher Gräfenberg“ gab er Mißmutigen und Niedergeschlagenen und mit dem „Johannisberger Kochsberg“ therapierte er jene Männer, die über „Hormonschwäche“ klagten. Gegen Leibschmerzen half nach seiner Erfahrung besonders der „Assmanshäuser Hinterkirch“, gegen Bleichsucht und Appetitlosigkeit die Weine von „Schloß Vollraths“, während mit denen vom „Rüdesheimer Berg“ die Hypochonder wieder ins Lot zu bringen waren.

Als Ende der siebziger Jahre einige Rheingauer Winzer daran gingen, zu Ehren des einheimischen „Weindoktors“ ein Denkmal zu errichten, verliefen allerdings alle Nachforschungen zu seiner Person im Sande. Sein handschriftliches „Weinmedizinbüchlein“, in dem seine therapeutischen Erfahrungen ihren Niederschlag gefunden haben sollten, war ebensowenig aufzufinden wie



Die Familie des Malers Eduard von Heuss. Altarbild von 1835 in der Laurentiuskapelle im Dom zu Mainz.

andere handgreifliche Zeugnisse seines Lebens. Der Denkmalbau unterblieb, und manch einer sprach damals vom „Phantomdokter“. Dennoch hat hier die Legende die bessere Pointe.

An ärztlichen Weintherapeuten, die sich Denkmalsehre verdient hätten, litten die Rheingauer Winzer freilich keinen Mangel. Wie wäre es etwa mit dem berühmten Professor Friedrich Hoffmann (1660-1742) aus Halle, Leibarzt zweier preußischer Könige und Erfinder der „Hoffmanns-Tropfen“, die noch im 20. Jahrhundert allgemein bekannt waren. Er machte den Rheingauer nicht nur am Preußischen Hofe populär, Ende des 17. Jahrhunderts hatte er auch gleich eine regelrechte Kur mit Rheingauer Wein propagiert, die sich über volle fünf Wochen erstreckte und mit einer Anfangsdosis von 1,6 Litern täglich begann, nur leicht mit Wasser vermischt.⁶

....und hoffen nicht nur in der Versuchung auf geistlichen Beistand

Daß jener Mainzer Domaltar, auf dem der Rheinhessische Weintherapeut Ferdinand von Heuss – wenn auch als Kind – verewigt ist, nun zum Wallfahrtsort für Winzer und weinbedürftige Kranke werden könnte, muß sicherlich nicht befürchtet werden, zumal das ehrwürdige Bauwerk selbst nicht gerade arm ist an weinseligen Zeugnissen aus der Geschichte. Im reich geschnitzten Chorgestühl aus dem 16. Jahrhundert beispielsweise, das man vor einiger Zeit wieder in der östlichen Apsis des Domes installiert hat, ist heute noch ein bestimmter Chorstuhl allein dem jeweils amtierenden Bischof vorbehalten, kenntlich an seinem über der Lehne angebrachten Wappen. Klappt man allerdings den Sitz dieses edlen Betstuhles auf, lugt ein reichgestalteter und wohlgelaunter Gott Bacchus hervor, während sich die Stühle der anderen Domherren mit weitaus kargerem symbolischen Darstellungen bescheiden müssen.

Auch wenn dieser bischöfliche Chorstuhl nun nicht gerade jener historische „Heilige Stuhl“ ist – ein Ehrentitel, mit dem neben dem Vatikan der Mainzer Bischofsitz als einzige Episkopalkirche der Welt seit alters ausgezeichnet ist – so finden

sich unter den Inhabern dieses Stuhles in der Vergangenheit doch recht leidenschaftliche Parteigänger des Ferdinand von Heuss. Sie traten stets für äußerste Strenge und Reinheit bei der Weinbereitung ein. Für einen von Ihnen, Matthias von Bucheck (+1328), entwickelte der kaiserliche Hofarzt Rembot im Jahre 1327 den „Dämmereschoppen“, eine Spezialverordnung und gewissermaßen ein Wiederholungsrezept, das längst in die Lebenspraxis der Menschen am Rhein eingegangen ist: Kurz vor Sonnenuntergang und jeweils kurz danach sollte der hohe Herr einen „wohlgetönten“ Rheingauer zum Schutz für Leib und Seele zu sich nehmen, lautete die Verschreibung, die übrigens auf dem ersten Papier niedergeschrieben ist, das man in Deutschland fabrizierte.

Einer von Buchecks Nachfolgern wiederum, Kurfürst Uriel von Gemmingen (+ 1514), ließ seine Strenge gar zum heiligen Furor werden. Von ihm erzählt man sich, daß er eigenhändig seinen Küfer erschlagen haben soll, als er ihn im Keller seines Aschaffenburg Schlosses bei unlauteren Weinmanipulationen erappte. Ferdinand von Heuss hatte seinem alten Kellermeister für diesen Fall nur die sofortige Kündigung angedroht. Ein göttliches Medikament verfälscht man nicht ungestraft! Recht hatte er, der Weindoktor.

Anmerkungen

¹ Staab, Odo P. (OSB): Staabs Photographie (=Getränk Kunde), Frankfurt a.M. 1807. Der Benediktinerpater Staab war Hauptkellermeister der Abtei in Fulda, die zugleich über die modernste Bierbrauerei und Destillerie in Europa verfügte. Hinweis verdanke ich Dr. Hh.c. Josef Staab, Johannisberg

² Worm, Nicolai: Täglich Wein. Gesünder leben mit Wein und mediterraner Ernährung. Bern und Stuttgart 1996

³ Vergl. dazu Lorey, Elmar M.: Die Weinapotheke. Amüsantes, Kurioses und Wissenswertes aus alten Arzneibüchern und Chroniken. Bern und Stuttgart 1983

⁴ Kopie des Schreibens verdanke ich Herrn Dr. Jur. Günter Steinhäuser, Wiesbaden

⁵ Heuss, Ferdinand von: Winzer und Weingesetz. Würzburg 1906

⁶ u.a. in: Sentiment – Von Fürtrefflichkeit, Unterschied, Nutzen und Wirkungen Des Rhein-Weins. Magdeburg 1709; Neudruck Antiqua-Verlag, Lindau 1979

Bildnachweis:

Archiv Lorey

Für unseren schönen Rheingau fördern wir

Kunst und Kultur

in ihrer ganzen Vielfalt



Volksbank  **Eltville eG**

Ihr starker, unabhängiger Partner im Rheingau seit 135 Jahren

Wilhelmstraße 1 · 65343 Eltville · Tel. 061 23/90 71-0 · Fax 061 23/90 71 72

Absender:

Walter's Druckerei GmbH
65343 Eltville im Rheingau

PVSt, Deutsche Post AG,
Entgelt gezahlt, D20825


ERBSLÖH
Geisenheim
Getränketechnologie

**Ihr Erfolg ist
unser Ziel**

**„Wein, Bier, Sekt,
Fruchtsaft, Spirituosen,
wir sind der Spezialist
für umfassende
Problemlösungen in der
Getränketechnologie.
Rufen Sie uns an!“**

**Erbslöh Geisenheim
Getränketechnologie GmbH & Co.KG
Tel.: 0 67 22/708-0
Internet: <http://www.erbsloeh-geisenheim.de>**

Ganz in Ihrem Element